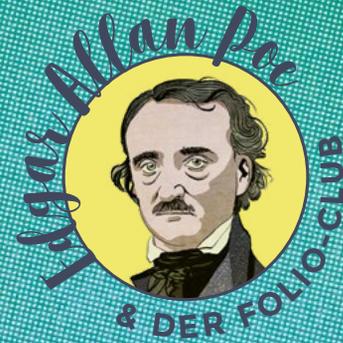


Buchkultur

Das internationale Buchmagazin

Heft 198 5/2021



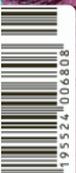
NEUES VOM
LUMPEN-
PREKARIAT

IM PORTRÄT
SASHA SALZMANN
ANTHONY DOERR⁺
KHUÊ PHAM⁺

KIRSTEN
FUCHS
»DEN PREIS
FÜR UNSERE
FREIHEIT
BEZAHLEN
OFT ANDERE«

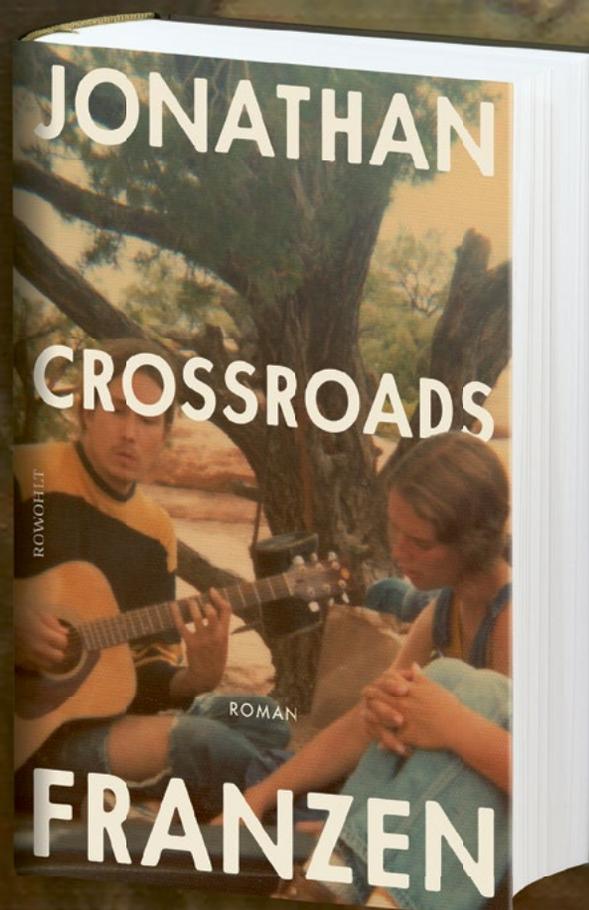
UTOPIEN
BESSERE
WELTEN

ISSN 1026-082X, EURO 6,80 / SFR 8,90 / 14.10.2021



UNTREUE VERACHTUNG UNSCHULD

Ein Roman über eine Familie am Scheideweg –
von beispielloser literarischer Kraft und zeitloser Tiefe.



LEBEN UND LESEN LASSEN!

Wenn Sie diese neue Ausgabe der Buchkultur aufmerksam durchblättern, wird Ihnen sicherlich auffallen, dass eines der häufigsten Wörter (neben dem notwendigen Gebrauchswortgut selbstverständlich) der Begriff »Leben« ist. Das mag manchmal Zufall sein, aber Sie wissen ja, wie das mit Zufällen ist: Wenn Sie kulminieren, sind es meist keine Zufälle mehr.



Als passionierte und erfahrene Leser/innen machen wir uns natürlich auch immer Gedanken über die W-Fragen, und weil das Lesen uns alle schon unser ganzes Leben begleitet und auch weiterhin begleiten soll, ist es sinnvoll, immer wieder neu zu definieren, welchen Raum wir ihm geben können. Nicht nur als allgemeine Verteidigung unserer Lese- und Gedankenfreiheit, sondern konkret im Alltag. Bei all der Streamerei und dem Smartphonetapsen müssen wir uns Leseraum und Lesezeit immer wieder bewusst initiieren. Und sehr viel mehr Sinn ergibt das Lesen auch, wenn man anschließend darüber sprechen kann, beispielsweise im Freundeskreis. Es gibt so viele Kriterien und Gründe, warum man ein Buch als gut oder weniger gut bezeichnen kann – trotzdem: Manchmal kommt es auch einfach nur auf die Art der Lektüre an. Meine Kollegin Katia Schwingshandl kann Ihnen ein Lied davon singen (S. 30).

Über das Leben und die Freundschaft hat sich auch Dagmar Kaindl mit Kirsten Fuchs unterhalten, deren neuer Roman »Mädchenmeuterei« am 19. Oktober erscheint. Die Erfolgsautorin ist bei all ihrem Humor auch immer nachdenklich geblieben – vor allem beim Lesen von Zeitungsmeldungen (S. 12). Und Anthony Doerr, der 2015 den Pulitzerpreis gewann, schenkt uns mit seinem neuen Roman seine überaus fundierte Nachdenklichkeit über die äonenüberdauernde Kraft und Macht des Wortes (S. 20).

Wir alle in der Buchkultur-Redaktion raten Ihnen für diesen Herbst vor allem: Nehmen Sie sich mehr Zeit zum Lesen und mehr Zeit für die Freundschaft. Sie werden es nicht bereuen, vor allem nicht mit den vielen schönen Buchtipps und Empfehlungen in unserer neuen Ausgabe.

Und nun frohe Lektüre!

Jorgi Poll
& die Redaktion

Die nächste Ausgabe erscheint am 2. Dezember. Unser Bücherbrief am 9. November versorgt Sie dazwischen wie immer mit aktuellem Lesestoff. Anmeldung unter: www.buchkultur.net

 [buchkultur](https://www.buchkultur.net)



Nachhaltiges Wirtschaften ist uns wichtig, und daher wird das Magazin Buchkultur vom Papier bis zum fertigen Heft umwelt- und gesundheitsschonend hergestellt.
Registrierungsnummer: PDFC/16-44-917

Buchkultur

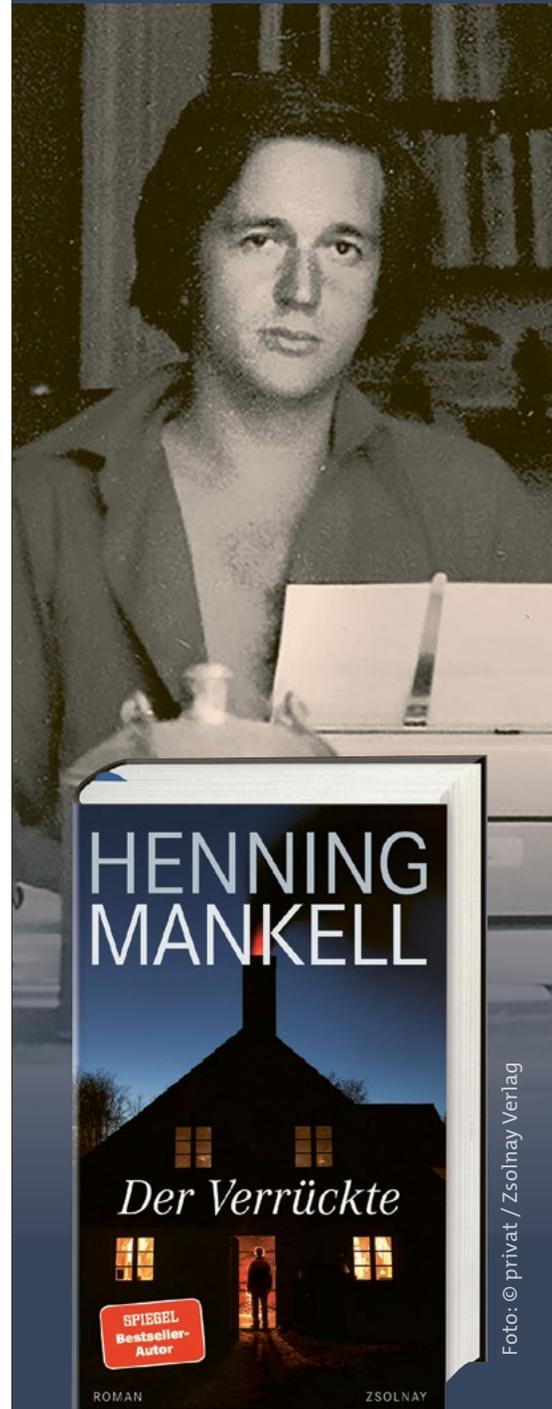
**HENNING
MANKELL**

Foto: © privat / Zsolnay Verlag

Eine Entdeckung:
Henning Mankells erster
Spannungsroman über
ein dunkles Kapitel der
schwedischen Geschichte

Ü.: Andrea Fredriksson-Zederbauer
512 Seiten. Gebunden mit Lesebändchen
Auch als E-Book. zsolnay.at

Z
ZSOLNAY
VERLAG
BLAUER HERBESCHUS



Re:open

Worlds

Gemeinsam wieder neue Welten entdecken.

Re:connect – vom 20. bis 24. Oktober 2021.
Auf der Frankfurter Buchmesse.

Fachbesuchertage: 20. – 24. Oktober 2021
Täglich 9.00 – 18.30 Uhr | 24. Oktober: 9.00 – 17.30 Uhr

Privatbesuchertage: 22. Oktober: 14.00 – 18.30 Uhr **NEU**
23. Oktober: 9.00 – 18.30 Uhr
24. Oktober: 9.00 – 17.30 Uhr

Jetzt Ticket kaufen:

buchmesse.de/ticket

Folgen Sie uns: **#fbm21**

Gefördert von:



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

**NEU
START
KULTUR**

BÜCHERTISCH

- 06 Michael Schnepf präsentiert einen Chanson-Bildband, einen Bericht über das Leben in Flussdeltas, über die Ausbeutung Lateinamerikas und über die Wissenschaft des Kochens.

LITERATUR

12 Kirsten Fuchs:

Das Leben ist kein Kinderspiel

Die charismatischste Mädchenbande seit den »Wilden Hühnern« ist wieder unterwegs.

16 Sasha Marianna Salzmann:

Mit Lässigkeit und Lästigkeit

Die umtriebige Autorin schafft Platz für die wahren Herrlichkeiten des Lebens.

20 Anthony Doerr: Was Äonen überdauert

Der Pulitzerpreisträger schreibt über die epochenübergreifende Macht des Wortes.

25 Khuê Phạm: Zwischen den Stühlen

Ein Debütroman als vielschichtiges Porträt vietnamesischer Geschichte

29 Marente de Moor: Die Stille und der Ton

Das Hör- und Unhörbare in russischen Wäldern wird mit der Vergangenheit verknüpft.

30 Immer weiter umblättern

Über das, was uns alle verbindet: die Liebe zum Buch

38 Wiedergelesen: Edgar Allan Poe

Poes erzählerisches Frühwerk in gründlich kommentierter Ausgabe

REZENSIONEN

- 18 Eduardo Lago, Irene Dische
 19 Alois Hotschnig, Roberto Bolaño, L. Krasznahorkhai
 24 C. M. Machado, Kira Jarmysch, Simone Weinmann
 26 Maaza Mengiste, Annie Ernaux
 27 Alain Damasio, Marco Balzano, Henning Mankell
 28 Mireille Gagné
 36 Can Xue, Álvaro Enrigue, Megha Majumdar, S. Sinha
 40 *Wiederentdeckt*: Catherine Gore, Shichirō Fukazawa, Cesare Pavese, Alba de Céspedes

LYRIK

- 42 Georg Bydlinki, Peter Paul Wiplinger, Matthias Göritz

HÖRBUCH

- 47 Alex Schulman, H. Zur Mühlen, Sebastian Stuerz

BIBLIOPHILES

- 44 Bernd Brunner, Leslie Klinger, Francis Bacon

THEMENTISCH

46 Neues vom Lumpenproletariat

SACHBUCH

50 Utopien: Anderswelten, Besserwelten

Neue Bücher beschäftigen sich mit Utopien und Ideen für eine bessere Gesellschaft.

55 Das tiefe Blau des Lebens

Ozeane sind stark gefährdete Sehnsuchtsorte.

48 Martin Puchner, Kurt de Swaaf, Tim Marshall

54 Susanna Partsch, Nicole Seifert, Svenja Flaßpöhler

BIOGRAFIEN

58 Isadory Duncan, Gabriele Buffet Picabia

59 Thea Sternheim, Hotel Adlon

REISE

60 Jonathan Garfinkel, Ruth Schilling u. a.

61 Christiane Schlötzer

BILDBÄNDE

62 Bernhard Kegel, Timothy Snyder

63 Royal Meteorological Society

64 **WIEN** *literatur* Ferdinand Schmalz

64 Woche der unabhängigen Buchhandlungen

KRIMI

66 Franck Bouysse, Colin Niel, Carlo Lucarelli

68 **Max Bronski: Schuldvermutung**

69 Jonas Wagner, Ben Creed

70 Michaela Kastel, Hannelore Cayre

71 Michael Farris Smith, Thomas Kastura

JUNIOR

73 Rüdiger Bertram: Der Mann mit dem Hut

Über die nächste Generation, eine Welt ohne Hunde und den Klimawandel: ein Interview

76 Drei mal drei | Andrea Wedan

KOLUMNEN

11 Schurkenstücke | Martin Thomas Pesl

23 Literatur ist ...

49 Martin Kuglers Sachbuchregal

65 Thomas Ballhausens Denkblase

67 Quick'n'Dirty | Thomas Wörtche

75 Nicolas liest ...

78 Mirabilia | Susanne Rettenwender

82 Schlusstrich | Thomas Feibel

Editorial 03 | Empfehlungen der Redaktion 22 | Literaturrätsel von Alexander Kluy 80 | Impressum 82



LEGENDEN DES FRANZÖSISCHEN CHANSONS

»Der erste Bildband über die Welt des Chanson«, so kündigt der Verlag diesen Titel schon seit geraumer Zeit an und weckt mein Interesse. Doch dann ereilt ihn das Schicksal so mancher Bücher in diesem Herbst: Durch Lieferprobleme der Papierindustrie muss der Erscheinungstermin verschoben werden – in diesem Fall auf 9. November. Zum Glück noch Zeit genug bis Weihnachten, denn das ist ein würdiges Geschenk für so manchen meiner Freunde. Serviert wird ein Streifzug durch die letzten 120 Jahre, doch es finden sich auch Querverbindungen zu den Ursprüngen des Chansons im frühen Mittelalter und zur französischen Revolution. In sieben Ausschnitten werden wir von Epoche zu Epoche geführt, wobei der Autor auch gleichzeitig jene roten Fäden spinnt, die das Wesen des Chansons ausmachen. Dazu zeigt er die großen Interpreten in Wort und Bild: von Aristide Bruant über Charles Trenet bis Edith Piaf mit Charles Aznavour, Yves Montand oder Gilbert Bécaud, später dann Jacques Brel, Barbara, Georges Brassens, Léo Ferré, Johnny Hallyday, Dalida und Serge Gainsbourg, bis zu den zeitgenössischen Erneuerern des Chansons wie etwa Benjamin Biolay oder ZAZ.

Was aber ist ein Chanson eigentlich? Diese Frage stellt Olaf Salié gleich zu Beginn und lässt uns umgehend wissen, dass es dafür keine griffige Formel gibt. Das Chanson predigt einen wunderbaren Individualismus, stellt eine Haltung dar, transportiert eine kleine oder große Idee unserer Existenz, ist auch ein politisches Instrument gegen Ausbeutung und Ungerechtigkeit. Im Mittelpunkt steht ein anspruchsvoller, ein besonders berührender, intelligenter Text, im Grunde sprechen wir von einer literarischen Disziplin. Das Chanson ist vor allem der Text – ruft Charles Aznavour aus, als er nach einem Konzert in New York nach dem Wesen des Genres gefragt wird. Andererseits ist auch die musikalische Wandlungsfähigkeit eines der wesentlichen Charakteristika: Ein Chanson kann ein Tango oder ein Walzer sein, Blues oder Jazz, Swing, Rock oder Hip-Hop.

Ich entdecke eine Menge wunderbarer Geschichten, die mich in eine zutiefst französische Welt hineinführen. Etwa jene von Charles Aznavour, der bereits im Alter von zwölf Jahren auf kleinen Pariser Bühnen gestanden ist. Seine Karriere umfasste unglaubliche acht Jahrzehnte, allzu lange musste er jedoch mit ablehnenden Reaktionen und demütigenden Kritiken leben. Den Wendepunkt bringt erst das Jahr 1957, so erzählt er in seiner 2009 erschienenen Biografie: Als 33-Jähriger singt er im Theater Alhambra zum ersten Mal »Je m'voyais déjà«, die launige Geschichte eines gescheiterten Chansonniers, dem Publikum und Kritiker die Liebe versagen. Es ist mehr oder weniger seine eigene. Doch ausgerechnet davon sind sowohl Publikum als auch Kritiker rundweg begeistert, Aznavour wird zum Star und letztendlich zum weltweit erfolgreichsten Chansonnier. ■



links: Charles Trenet hat »La mer« erstmals 1943 vor Publikum in Paris gespielt. Es ist vermutlich das schönste Chanson, das jemals geschrieben wurde. Kaum ein Werk taugt besser, die einzigartige poetische und musikalische Qualität von Chansons zu verdeutlichen. (Foto: Charles Trenet at Rodeo by Conrad Poirier)

rechts: 1965 tritt France Gall, sie ist gerade 17 Jahre alt, für Luxemburg beim »Grand Prix Eurovision de la Chanson« in Neapel an und gewinnt damit tatsächlich den Wettbewerb. Sie war in ganz Europa ein Idol der Jugend. (Foto: Collectie Archief; Fotocollectie Anefo)

unten: Das Chanson ist auch heute lebendig, egal ob es sich Rock oder Hip-Hop überstreift, mit Techno- und Elektrobeats aufwartet oder sich in Popmusik, Bossa Nova oder Jazz hüllt. Angèle, früher Instagram- und Youtube-Star, beherrscht mehrere dieser Stile. (Foto: Festival des Vieilles Charrues 2018 by Thesupermat)



Olaf Salié
**Chanson. Leidenschaft, Melancholie und
 Lebensfreude aus Frankreich**
 Prestel, 240 S., ET: 9. November



oben: Parnaíba-Delta, Brasilien: Es war die Bewegung der Sanddünen, erzählen die älteren Bewohner, die vor langer Zeit die sandigen Inseln inmitten der Wasserkanäle schuf.

rechts oben: Sine-Saloum-Delta, Senegal: Erosion und Dürre haben zu gravierender Versalzung beigetragen. Die Tradition des Muschelsammelns ist damit wieder in den Vordergrund getreten.

rechts unten: Ayeyarwady-Delta, Myanmar: »Diese neue Schwemmlandinsel ist unser Vaterland.« Bauern demonstrieren für ihre Rechte auf eine neu entstehende Insel.



LEBEN ZWISCHEN WASSER UND LAND

Mit Berichten über das Leben in Flussdeltas regt ein bemerkenswerter Bildband der Uni Köln zum Umdenken an: Manchmal sollten wir unsere Sichtweise ändern und von einer abgehobenen Vogelperspektive zurück auf den Boden und zu den Menschen kommen.

»Die Natur bildet und löst wieder auf«, diese Beschreibung des ständigen Wandels stammt von den Bewohnern im brasilianischen Parnaíba-Delta. Denn ständig entsteht Neuland, das sich durch Gezeiten, Wind und Wasser wieder umformt. Für uns sind derart unaufhaltsame Veränderungen, denen Menschen in Flussdeltas ausgesetzt sind, kaum vorstellbar. Sie haben selten nur einen einzigen Beruf, sind auf vielerlei Fähigkeiten und Einkünfte angewiesen, die von Jahreszeiten und Gezeiten bestimmt werden. Mal sind sie Fischer, dann Landwirt oder Gärtner, mal Händler und Transporteur, dann Verarbeiter von Meeresfrüchten. Die Veränderung der Lebensumstände verlangt eine ständige Weiterentwicklung ihrer Fertigkeiten, den Standort ihrer Häuser müssen sie mancherorts alle paar Jahre wechseln. Und selbst Traditionen sind nichts Festes, es bedeutet vielmehr die jeweils individuelle Art, mit Neuem umzugehen und erfinderisch zu sein, ohne die Ältesten, Geistwesen, Gott oder die Gesetzeshüter zu verärgern.

Der Ethnologe Franz Krause leitete das Nachwuchsforschungsprojekt »Delta« an der Universität Köln, dazu ist neben einer Ausstellung im Kölner Rautenstrauch-Joest-Museum auch dieser ideenreich gestaltete und informative Bildband entstanden. Auf mich wirken die Einblicke in die Lebenswelten von Deltabewohner/innen aus Brasilien, Kanada, Myanmar und Senegal eindringlich. Abseits von Karten oder Satellitenbildern, wie uns Deltas meist präsentiert werden. Selbst der Begriff

kommt daher, aus der Vogelperspektive sieht ein Delta aus wie der griechische Buchstabe Δ . Kaum aber kennen wir sie aus der Sicht jener Menschen, die dort leben. Und so hat auch die Autorenschaft die Perspektive gewechselt und ist fernab von Fallstudien und Statistiken ins Leben und den Alltag jener Menschen eingetaucht, die sich laufend an diese speziellen Lebensbedingungen anpassen müssen. Sie erzählen uns, wie die Deltabewohner/innen neue Märkte für ihre Muscheln finden, vom klimabedingt stagnierenden Reisanbau in den Tourismus wechseln und neue Landrechtsabkommen vereinbaren, die ihnen zumindest etwas mehr Selbstbestimmung gewähren. Sie sind die ständigen Veränderungen gewohnt und gehen bemerkenswert erfinderisch mit ihren alltäglichen Herausforderungen um. Eines jedoch scheint es immer schon gegeben zu haben: Streitigkeiten zwischen benachbarten Dorfgemeinschaften, die aufgrund von Schwemmlandgebieten entstehen, die ständig untergehen und wieder auftauchen. Im Ayeyarwady-Delta in Myanmar sagt man: »Schwemmland ist ein Schatz, wenn der Fluss es spendet; aber wenn Menschen ins Spiel kommen, verwandelt es sich in Feuer.« ■



Franz Krause, Nora Horisberger, Benoit Ivars, Sandro Simon
Deltawelten/Delta Worlds
dt./engl., Reimer, 224 S.

ARMES, REICHES LATEINAMERIKA

1971 ist Eduardo Galeanos kritisches Standardwerk über die Ausbeutung Lateinamerikas und die Folgen des Kolonialismus erschienen. 50 Jahre später hat sich der britische Reporter Andy Robinson auf seine Spuren begeben. Keine Lektüre für schwache Nerven!

1971 »Wir Lateinamerikaner sind arm, weil der Boden, auf dem wir stehen, reich ist«, schrieb Eduardo Galeano, der im Alter von 28 Jahren sein Standardwerk für eine spätere Generation von Linken schuf, die in Lateinamerika seit der Jahrtausendwende an die Macht kam. Im Buch »Die offenen Adern Lateinamerikas« hat er aufgezeigt, wie 400 Jahre Kolonialherrschaft und die damit einhergehende Ausbeutung diese Länder geprägt haben. Ich empfinde es mitreißend und gleichzeitig bedrückend, wie er die Geschichte der Conquistadores, die dem Gold und Silber nachjagten, aufarbeitet; von brutaler Unterwerfung, vom Widerstand und von Rebellion erzählt. Er spart nicht mit Details bei der Verfolgung der

Indios, die noch während seiner Recherchen von Hubschraubern aus mit Maschinengewehren beschossen oder gezielt mit Viren angesteckt wurden. Gleichzeitig mit dem dringenden Anliegen, diese Erinnerungen wach zu halten, entwickelte der Autor aus Uruguay seine eigene Sprache, er nannte sie »dokumentarische Poesie«, er wollte die Wirtschaftspolitik im Stil eines Liebes- oder Abenteuerromans beschreiben. Beides ist ihm gelungen, bis heute zählt sein Buch als Klassiker der politisch-historischen Literatur Lateinamerikas. Einer der wenigen, die später Kritik daran übten, war er selbst: Auf der Buchmesse 2014 in Brasilia, ein Jahr vor seinem Tod, meinte er scherzhaft, er könne sein Buch nicht noch mal lesen, er würde in Ohnmacht fallen, diese Prosa der traditionellen Linken finde er inzwischen langweilig.

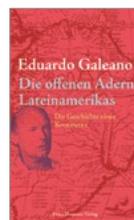
2021 Der Lateinamerika-Reporter Andy Robinson folgte einigen der Spuren Galeanos und berichtet in seinem Buch, es trägt den Untertitel »Die neuen offenen Adern Lateinamerikas«, wie Ressourcen seit damals unaufhörlich ausgebeutet werden. Manche Rohstoffe sind die gleichen geblieben, etwa Gold oder Erdöl, andere wie Niob, Avocados und Quinoa oder Wasserkraft kamen neu hinzu. Alles ist dem Profit ausländischer Konzerne und Staaten unterworfen, unfassbar, welchen Bedingungen die dort arbeitenden Menschen ausgeliefert sind. Etwa im Bergwerk von La Rinconada, daraus stammt ein Gutteil des Goldes, das in Mobiltelefonen steckt. Allein von 2010 bis 2020 wurden davon weltweit eine Milliarde produziert – jedes enthält Gold im Wert von 50 Cent. Dafür arbeiten 60.000 Bergarbeiter auf 5500 Metern Höhe in

den Anden Perus. Kaum jemand wird älter als 50 Jahre, es gibt keine Polizei, aber 4.000 Prostituierte, fast alle sind Sklavinnen.

Ich muss nach der letzten Seite des Buches erst mal durchschnaufen. Und habe den Eindruck, dass die mediale Berichterstattung über diese Region doch ein wenig unterbelichtet zu sein scheint. Warum wohl? Ein Schelm, wer Böses denkt. Einige der Geschichten lese ich jedenfalls zum ersten Mal. Robinson erzählt sowohl vom Alltag der Bevölkerung als auch über die globalen Drahtzieher. Etwa von China, das es geschafft hat, während der Krisenjahre in Lateinamerika erfolgreich Fuß zu fassen und zum führenden Handelspartner Brasiliens aufzusteigen. Sehr zum Missfallen der USA, 2020 warnt Trump in einem Präsidialerlass vor Engpässen in der Versorgung mit kritischen Mineralen und einem »nationalen Notstand«. Brasiliens Präsident Bolsonaro – eine Hand wäscht die andere – hilft Trump, China in Schach zu halten. Schon eine Woche später kann man einen Anteil an einer brasilianischen Firma übernehmen, die wichtige Metalle für den Bau von Smartphones und E-Cars abbauen soll. Doch auch die EU will nicht untätig zusehen und unterstreicht die Bedeutung eines »von Marktverzerrungen unbeeinträchtigten Zugangs zu den globalen Rohstoffmärkten«. Es gibt Wasserkraftprojekte von Voith Hydro (eine Filiale von Siemens) und Andritz Hydro, die zur Zerstörung des Amazonasgebietes beitragen, beklagen Anführer der Indios bei ihren Besuchen in Deutschland und Österreich. Alle wollen sie mitmischen, nur einer bleibt mit offenen Adern zurück: Lateinamerika und seine Menschen. ■



Andy Robinson, Gold, Öl und Avocados. Die neuen offenen Adern Lateinamerikas Unrast, 328 S.



Eduardo Galeano Die offenen Adern Lateinamerikas Peter Hammer, 416 S.

Literaturedition
Niederösterreich



Alfred Gesswein
Flügelhornblasen gegen den Wind
Gesammelte Gedichte
Hg. von Christian Teissl

Der Lyriker Alfred Gesswein gilt als „stiller Gigant“ der österr. Literatur des 20. Jahrhunderts. Das bislang wenig beachtete Werk liegt nun in einer ersten umfassenden Edition vor.

16,5 x 23,5 cm, Preis € 28, 850 Seiten
ISBN 978 3 902717 55 9

literaturedition-noe.at | www.kultur.noe.at

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH

DIE WISSENSCHAFT DES KOCHENS

»Es ist absurd, dass wir über die Temperatur im Zentrum der Sonne mehr wissen als über jene im Inneren eines Soufflés.«

Mit diesem Satz begann vor über 30 Jahren eine Revolution in der hohen Kunst des Kochens: Die Wissenschaft hielt ihren Einzug. Ausgefallene Rezepte entstanden, man experimentierte mit flüssigem Stickstoff, mit Temperaturen jenseits von tausend Grad und verwandelte Lebensmittel in Schäume. So richtig meins wurde die Molekularküche nie, und mittlerweile ist der ganze Hype auch schon längst wieder vorbei. Geblieben sind die Erkenntnisse, wie entscheidend diese chemischen und physikalischen Prozesse in unsere Küche hineinwirken und was sie alles beeinflussen. Bei zwei neuen Büchern wurde ich neugierig, sie sind auch für den Alltag geeignet, dazu erklären sie Grundlagen über unseren Geschmack und was es mit dem Aroma auf sich hat.

Sein erstes Buch »Season« wurde uns hierzulande noch vorenthalten, obwohl in Amerika Lobeshymnen darüber ergingen, da war sogar von seinem seltenen Talent für Aromen die Rede. Nik Sharma ist der vielfach ausgezeichnete Autor, dessen Karriere ursprünglich als Molekularbiologe begann, bald jedoch sein Wissen der Rezeptentwicklung widmete. Mit seinem Blog »A Brown Table« erreichte er ein Millionenpublikum und legte die Basis für seinen kometenhaften Aufstieg in der Food-Szene. Nun kommt sein zweites Buch – diesmal auch in deutscher Übersetzung. Im Vorwort erklärt er, welche Komponenten gutes Kochen ausmachen: »Aroma ist viel mehr als nur ein bestimmter Geruch oder Geschmack. Es schließt unsere Emotionen und manchmal auch Erinnerungen mit ein.« Seine Formel lautet: Emotionen + Aussehen + Klang + Textur + Geruch + Geschmack = Aroma. Jedes dieser Elemente geht er durch, erklärt, wie man den Sinn für Aromen entwickeln sowie die Zusammenhänge verstehen kann. Gerne erzählt er von seiner Großmutter in Indien, die ihre bernsteinfarbene Fla-



Kochen ist ein Zusammenspiel physikalischer und chemischer Prozesse. Beim Vakuumieren etwa wird dem Nahrungsmittel alle Luft entzogen, die Hohlräume füllen sich perfekt mit Marinade. In diesem Rezept sorgt der Blue Curaçao bei Melone und Apfel für Farbe und Aroma.

sche mit Essig neben dem Salz stehen hatte. Sie nutzte die Eigenschaft von Säure, die das Salzempfinden verstärkt, dadurch konnte sie ihrem Essen weniger Salz zusetzen.

So erklärt verstehe ich Chemie auch.

Etwas pragmatischer als bei Nik Sharma geht es bei einem niederländischen Duo zu: Der Koch Eke Mariën hat gemeinsam mit dem Chemiker Jan Groenewold die molekularen Prozesse in den Mittelpunkt ihres neuen Buches gestellt. Fünfzehn davon unterscheiden sie, diese sind sowohl physikalischer als auch chemischer Natur: Vom Karamellisieren über Rühren bis zum Verdampfen. Die Kenntnisse darüber helfen, Kochtechniken besser zu verstehen, doch auch praktische Tipps finde ich hier jede Menge: So etwa für das perfekte Rindersteak – 60 Minuten bei 60 Grad garen, danach 15 Sekunden auf jeder Seite scharf braten, oder für eine Tomatensalsa – das Fruchtfleisch bereits ein paar Stunden zuvor würfelig schneiden, somit entsteht Hexanal, das an frisch gemähtes Gras erinnert. Es ist wieder einmal erstaunlich, wie einfach manches funktioniert, wenn man nur das Wissen darüber hat. Das machen mir auf angenehme Weise diese beiden Bücher deutlich. ■



Nik Sharma
Die Anatomie des guten Geschmacks
Edition Michael Fischer, 354 S.



Eke Mariën, Jan Groenewold
Küchenlabor
Stiftung Waren-test, 288 S.

Foto: Saskia van Osnabruggen, aus: Küchenlabor, Stiftung Waren-test

HERBSTNOVITÄTEN



Das Bärenhäufchen
978-3-948743-13-0
€ 20



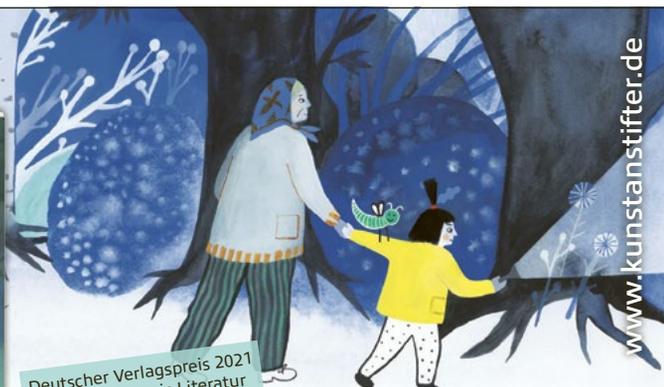
Krissi Krampus
978-3-948743-04-8
€ 22 (D)



Der Bonsai-pottwal
978-3-948743-05-5
€ 22



Auf der Insel
978-3-948743-02-4
€ 22



Deutscher Verlagspreis 2021
und Verlagspreis Literatur
Baden Württemberg 2020.

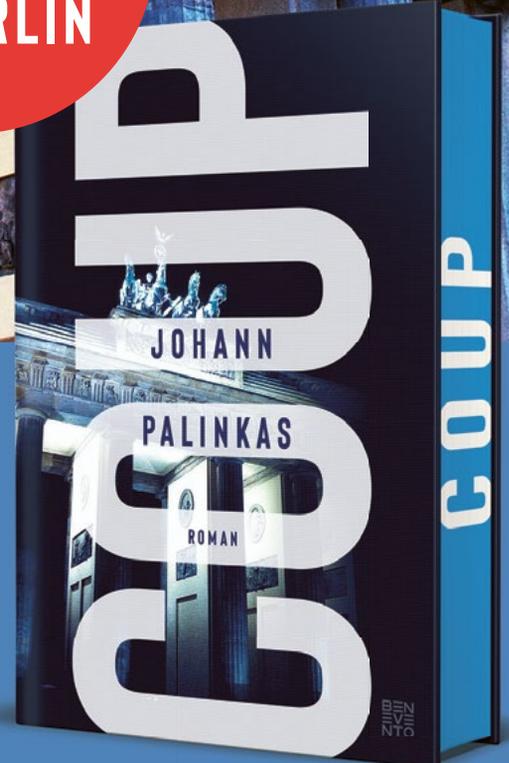
KUNSTANSTIFTER
Verlag für Illustration

WENN DEMOKRATIE ZU SCHEITERN DROHT

STAATS-
STREICH
IN BERLIN

Ein brisanter Roman, der die politische Lage in Europa realistisch weiterdenkt.

BEN
NIV
NTO



400 Seiten | € 22,00

SCHURKENSTÜCKE

VON MARTIN THOMAS PESL

In meinem 2016 erschienenen »Buch der Schurken« versammelte ich 100 der genialsten Bösewichte der Weltliteratur in einem Minilexikon. Einige blieben dabei auf der Strecke. Schändlicherweise. Hier begleiche ich nach und nach die schurkische Schuld.



SCHEDONI

Oha! So viel Kirchenkritik hätte man von einer freilich friedvoll-frommen Frau im 18. Jahrhundert nicht erwartet: Ann Radcliffe verfasste höchst erfolgreich Schauerromane im Stile Horace Walpoles, die wie kaum andere die später kreierte Kategorie der gothic novels repräsentieren. Verliese, Burgen und Sakralbauten, natürlich mit Geheimgängen, spielen eine zentrale Rolle für die mit visionär filmischem Gespür hier verbreitete Gänsehautstimmung. Anders als bei Walpole freilich gibt es für alle scheinbar übersinnlichen Erscheinungen am Ende eine natürliche (wenn auch noch so haarsträubende) Erklärung.

Jedenfalls: Mit Radcliffes kühler Selbstverständlichkeit Äbtissinnen, Inquisitoren und nahezu alle anderen Geistlichen zu unbarmherzigen Unmenschen und/oder fiesen Finsterlingen zu erklären, das ist schon nicht ohne. Nicht ohne, aber dafür -oni, denn auf den Gierschlund Montoni in Radcliffes erstem Erfolg »Die Geheimnisse von Udolpho« folgt der viel bessere, bössere und interessantere Schurke Schedoni in »The Italian«, hübsch trashig für eine Insel-Ausgabe aus dem Jahr 1991 von Friedrich Polacovics ins Deutsche übersetzt unter dem Titel »Der Italiäner oder der Beichtstuhl der schwarzen Büssermönche« (sic!). Der Trash beginnt dabei schon mit dem sinnlosen Originaltitel. Der Roman spielt nämlich zur Gänze auf dem Stiefel und präsentiert keine einzige Figur, die nicht Italian wäre.



Ann Radcliffe
Der Italiäner
oder Der
Beichtstuhl
der schwarzen
Büssermönche
Hanser, 667 S.

Gemeint ist aber Schedoni, der Mönch und Auftragskiller, der immer etwas Gift in seiner Jacke trägt, um die Spitzen seiner Lanzen damit einzureiben, die er dann großzügig verschenkt. Der gerne mal effektiv, die Kuttenkapuze ins Gesicht gezogen, um ein junges Mädchen herumschleicht und sie zum Kreiseln bringt. Und der als Beichtvater der Marchesa di Vivaldi nur allzu gern die Aufgabe übernimmt, die Heirat von dessen Sohn mit der im Stand niedrigeren Ellena di Rosalba zu vereiteln. Herrlich die Szene, in der er der über sich selbst erschrockenen Frau mit Ach und Krach den Auftrag zu Ellenas Ermordung entlockt. Diesen führt er dann allerdings kurzfristig doch nicht aus, aus Feigheit, und weil er sie fälschlich für seine Tochter hält.

Leserinnen und Leser, denen der Schock angesichts von J. K. Rowlings Severus Snape noch in den Knochen steckt, werden an dieser Stelle die Stirn runzeln: Stellt sich Schedoni vielleicht doch als ein verkappter Guter heraus? Aber keine Sorge, in einer überraschenden Wende darf der fromme Gottesbruder – dessen Schweigen über seine Vergangenheit von Anfang an verdächtig schien – auf dem Totenbett im Gefängnis vor versammelter Mannschaft sein ganzes infernalisches Schurkenpotenzial offenlegen. Befriedigendere dramaturgische Entwicklungen nehmen ein knappes Vierteljahrtausend später nicht einmal Bond-Bösewichter. ■

emons: Die schaurige Welt des Verbrechens



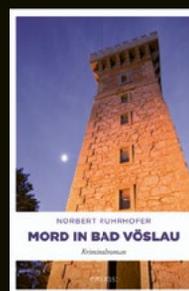
ISBN 978-3-7408-1255-3 · (A) 20,60 €



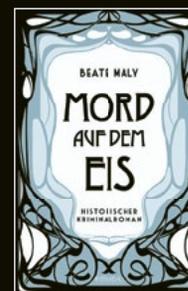
ISBN 978-3-7408-1338-3 · (A) 14,40 €



ISBN 978-3-7408-1325-3 · (A) 13,40 €

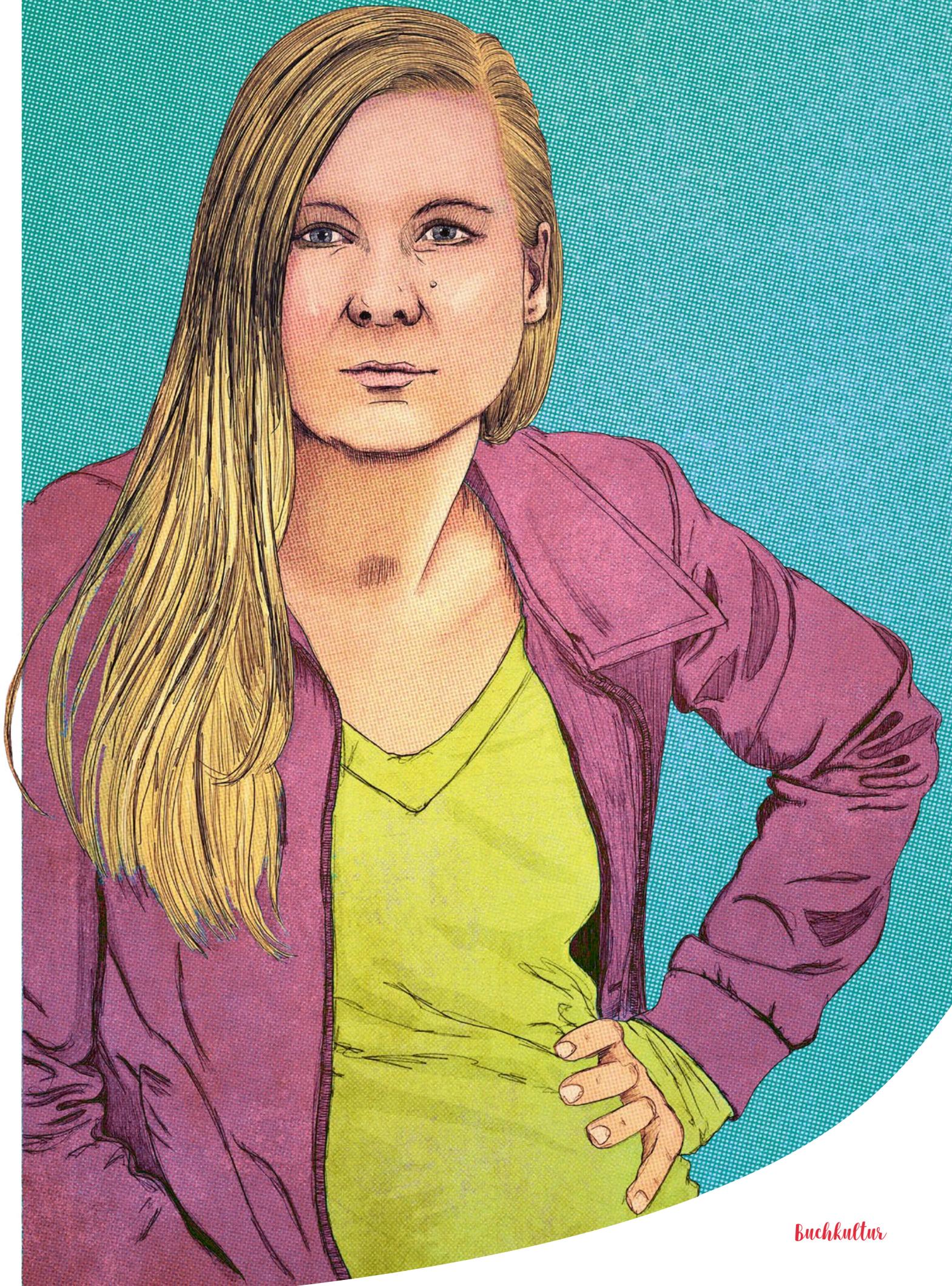


ISBN 978-3-7408-1258-4 · (A) 13,40 €



ISBN 978-3-7408-1202-7 · (A) 13,40 €

www.emons-verlag.de   



DAS LEBEN IST KEIN KINDERSPIEL

Vom Wald auf die hohe See: Die charismatischste Mädchenbande seit den »Wilden Hühnern« ist wieder unterwegs: »Mädchenmeuterei« von Kirsten Fuchs ist Coming-of-Age-Geschichte, Entwicklungs-, moderner Seefahrerroman und Umweltkrimi. Ahoi! — VON DAGMAR KAINDL

Wie man als Mädchen allen Widerständen der Erwachsenen zum Trotz Großes bewirken kann, das hat Greta Thunberg vorgemacht. Dass die Rettung der Welt kein (Wald-)Spaziergang ist – diese Erfahrung machen auch Charlotte, Yvette, Freigunda und Antonia aus Kirsten Fuchs' ausgezeichnetem Roman »Mädchenmeute«. In »Mädchenmeuterei«, der Fortsetzung, gehen sie – ohne das Wissen ihrer Eltern – an Bord eines Containerschiffs mit Kurs auf Marokko, um ihrer Freundin Bea zu helfen. Die steckt dort mit ihrem Vater, einem Fernfahrer, in großen Turbulenzen. Und nicht nur die Gezeiten laufen aus dem Ruder. Der Fisch stinkt vom Kopf her, die Mannschaft meutert und die Mädchen müssen lernen, dass Freiheit ihren Preis hat (den oft andere zahlen).

Kirsten Fuchs' »Mädchenmeute« ist also wieder unterwegs. Sieben Mädchen, die aus dem Ferienlager verschwinden und allein im Wald eine Art Initiationsritus im Erwachsenwerden erleben – das brachte 2016 den Deutschen Jugendliteraturpreis und Hymnen im Feuilleton. Im ersten Teil waren die Mädchen auf dem Weg ins Erzgebirge, wo sie einen makabren Fund aus der DDR-Zeit machten und noch ein paar Hunde befreiten (die gar nicht hätten gerettet werden müssen).

Von ungeheurem Sog ist auch der Nachfolgebund »Mädchenmeuterei«, der fünf von ihnen wieder mit an Bord nimmt. Fünf Mädchen, deren Charaktere so unterschiedlich sind wie die Farben des Meeres bei Tag und

bei Nacht. Da ist die schüchterne Charlotte, die heimliche Galionsfigur und Ich-Erzählerin (ein entferntes Alter Ego der Autorin). Bea, das Mädchen mit Macken, das seit der Scheidung ihrer Eltern regelmäßig von zu Hause wegläuft. Freigunda, die auf Mittelaltermärkten Geld für ihre fahrende Familie verdienen muss. Die reiche, aber an Freundinnen arme Yvette. Und Antonia, das Nesthäkchen.

Das Buch setzt exakt dort an, wo der erste Teil aufhört. Alle Mädchen bis auf Bea (von der seither jede Spur fehlt) sind nach Hause zurückgekehrt und werden als lokale Berühmtheiten weitergereicht. Charlotte feiert gerade ihren sechzehnten Geburtstag, als sie Beas versteckter Hilferuf in Form einer Videobotschaft erreicht. Charlotte, Yvette und Freigunda überlegen nicht lange – ein Privileg der Jugend – und machen sich auf die Reise. Antonia kommt als blinde Passagierin mit.

Die Wellen schlagen hoch, die Gefühle ebenso. Moderne Seefahrt ist nicht lustig und die »Lexy Barker« kein Traumschiff. Der führungsschwache Kapitän steht unter dem Kommando des wenig empathischen Ersten Offiziers. Der hat seinen »Seewolf« gelesen und erprobt ihn an Mannschaft und Passagieren. Auch die Fracht, die er mit sich führt, bewegt sich illegal auf zwei bis vier Beinen fort. Beim Landgang in Le Havre wechselt ein rätselhaftes steinernes Ei die Besitzerin. Das Ei ist »der Ursprung nicht nur eines bestimmten Lebens, sondern des Lebens überhaupt«, erklärt Kirsten Fuchs im Interview. Dahinter

verbirgt sich auch eine Hoffnung, dass »wir es nicht nur been- den, weil wir alles kaputtmachen und die Meere dann kippen usw., sondern dass man vielleicht auch die Möglichkeit hat, so etwas wieder zu beleben.«

Wir verraten das Ende nicht. Nur so viel: Tiere zu Wasser und zu Land spielen auch diesmal eine tragende Rolle. Kinder und Jugendliche sind heute die treibende Kraft im Arten- und Naturschutz. So spannt Kirsten Fuchs einen großen Bogen von alten Meeresmythen bis zu unserer Verantwortung für unsere Umwelt heute.

Niemand trifft Stimmung und Tonfall der Adoleszenz besser als die Berliner Au- torin, die mit lakonischem Sprach- witz in die Tiefe geht. Authentisch, menschlich und überaus berüh- rend erzählt sie auf der Seite der Mädchen. Ernste Themen wer- den da verhandelt: »Kinder sind überhaupt nicht in Watte gepackt. Wenn immer so gesagt wird, man versucht, alles von ihnen fernzuhal- ten: Ich wüsste gar nicht, wie. Sobald sie im Kindergarten sind, machen sie diese Erfahrung: Dass etwas nur einmal da ist und sie es erst später haben können. Dass Freundschaften kaputtgehen, tut ja auch unglaublich weh. Das ist kein kleinerer Schmerz, als wenn Eltern sich trennen oder ein Hund stirbt.« Die Welt ist nicht in Schwarz-Weiß gemalt und Erwachsenwerden ein schmerzvoller Prozess. Charlotte lernt schätzen, was sie an ihrem Zuhause hat. Illusionen gehen über Bord. Die wichti- ge Botschaft: Was für den einen Freiheit ist, bedeutet für den anderen den sicheren Untergang. Die Männer auf dem Schiff (aus der Ukraine und den Philippinen) und Charlotte fahren durch dieselbe Welt, doch nur wenige leben gut darin.

»Freiheit«, erklärt Kirsten Fuchs, »bedeutet jetzt Verant- wortung. Im ersten Teil besteht die Verantwortung darin, wie ich mich annähernd durch den Tag bringe und wo ich in der Gruppe bin. Freiheit bedeutet Verantwortung für mich oder für die Bindung, die ich eingehe, oder für die Hunde, für die ich dann zuständig bin. Je mehr Freiheit man hat, desto mehr Verantwortung hat man. Im zweiten Teil geht es darum, dass die Freiheit, über die wir reden, oft völlig naiv ist. Dass unse- re Freiheit die Freiheit der anderen einengt. Dass wir immer auf dem Rücken der anderen leben. Ob wir auf Urlaub fah- ren, was wir konsumieren, wie wir so vor uns hindenken und uns selbst finden – das ist völlig an der Realität von vielen anderen vorbei.« Die Mädchen müssen nun Verantwortung für viel mehr übernehmen: »Nicht nur für den Hund, den sie haben, sondern – wenn sie es wirklich ernst meinen – für mehr Tiere, für Konsumverhalten. Dass Freiheit nicht nur bedeutet, wie entscheide ich mich jetzt, wie ziehe ich mich an, wer bin ich. Dass wir nicht das Zentrum sind. In anderen Ländern heißt Freiheit etwas ganz anderes. Da ist das wirk- lich ein politischer Kampf. Im ersten Teil geht es um die Frei- heit der Mädchen, im zweiten geht es um die Freiheit auch der Männer auf dem Schiff und um die Frauen und Familien, die da dranhängen. Den Preis für unsere Freiheit bezahlen oft andere.«

Je mehr Freiheit man hat, desto mehr Verant- wortung hat man.



Kirsten Fuchs

Freiheit bedeutet für jeden etwas anderes und meint heu- te etwas anderes als gestern. Die in Karl-Marx-Stadt, heute Chemnitz, geborene Kirsten Fuchs war zwölf, als die Mauer fiel. Ein schwieriges Thema, bis heute. »Eine Weltsicht wurde über Nacht abgebaut. Und ringsherum sagten alle, sie hätten das gewusst, nur du nicht. Mein Bruder, der drei Jahre älter ist, sagte dann auch, er wusste, dass die DDR nicht gut ist. Die hatten in der Schule in Staatsbürgerkunde Diskussionen, wo Kinder mit Westkontakt andere Sachen sagten. Da gab es dann heiße Diskussionen. Das passierte bei mir alles noch nicht. Für mich ist wirklich – auch wenn ich das immer schwierig finde zu erklären, aber meistens verstehen die Leute es dann doch – eine Art heile Welt kaputtgegangen. Das ist mei- ne Wahrheit, so hat man mir das gesagt. Und dann sagt man auf einmal: Das stimmt nicht. Ich kam mir vor wie die letzte dumme Tri- ne auf der Welt. Und es ist bis heu- te schwierig. Ich muss mich immer wieder daran erinnern, dass das meine Erfahrung mit der DDR war und dass die DDR ein Super-Halunke war, auch wenn ich sie lieb hatte. Viel- leicht ist es so, wie wenn man über einen sehr geliebten Großvater etwas Schlimmes er- fährt. Alle ringsum sagen: Der war ein Schwein, der hat das und das gemacht. Und man sagt: Ja, aber mir hat er immer vorgelesen.«

Geblichen ist eine gesunde Skepsis großen Visionen gegen- über, die – wenn sie mit großem Regelwerk und großen Ein- schränkungen einherkommen – so gut wie immer scheitern. »Ich habe durch die Erfahrung immer das Gefühl, dass Ge- sellschaft etwas Unzuverlässiges ist. Dass ich die Dinge für mich und im Umfeld gut machen kann oder versuche, mich in meinen Texten verantwortungsvoll zu verhalten. Aber dass ich das nicht als Vision verkünden oder belehren kann, weil das immer viele übergeht. Ich habe das Gefühl, dass ich nie in diesem neuen Land gelandet bin. Jetzt wissen wir, was alles schiefliegt. Mit Firmen, Politik, alles, was es an Schweinereien gibt, steht in der Zeitung. Das stand in der DDR nicht in der Zeitung. Jetzt tut es das – und trotzdem passiert nichts.«

In ihrem Fall, sagt sie, »ist es eine Beschädigung, von der ich zumindest beruflich wenigstens profitiere. Durch eine an- dere Wahrnehmung. Ich glaube, das macht es auch mit den Kinder- und Jugendbüchern leichter, weil es da einfach einen Knick bei mir gibt. Da gibt es einen Bruch, an der Stelle ist etwas in der Entwicklung gestört. Deshalb bin ich da näher dran.«

Kirsten Fuchs ist eine der vielseitigsten Erzählerinnen unse- rer Zeit, aber ihr Humor ist einzigartig. 2003 gewann sie den Literaturwettbewerb »Open Mike«. Der Titel ihres Debütro- mans »Die Titanic und Herr Berg« ist Programm: Eine Sozial- hilfeempfängerin verliebt sich da in ihren zuständigen Sach- bearbeiter. Es wird nicht gutgehen. In ihren hintersinnigen Lesebühnentexten (sie hat auch ihre eigene Bühne, »Fuchs und Söhne«, in Berlin-Moabit) und als Kolumnistin für »Das



Kirsten Fuchs wurde 1977 in Karl-Marx-Stadt, heute Chemnitz, geboren und ist gelernte Tischlerin. 2003 gewann sie den Literaturwettbewerb Open Mike. Sie schreibt für Kinder (»Der Miesepups«), Jugendliche und Erwachsene (»Die Titanic und Herr Berg«, »Heile, heile«), Satirisches (»Kaum macht man mal was falsch, ist das auch wieder nicht richtig«), Kolumnen für »Das Magazin« und ist Gründerin der Lesebühne »Fuchs & Söhne«. Ihr Roman »Mädchenmeute« brachte den Deutschen Jugendliteraturpreis. Sie lebt mit ihrer Familie in Berlin.

Das vollständige Interview von Dagmar Kaindl mit Kirsten Fuchs ist nachzulesen auf buchkultur.net

Magazin« zündet Kirsten Fuchs kleine satirische Feuerwerke. Ein Original ist der in einer finsternen Baumhöhle hausende »Miesepups« (für Kinder ab vier), der viel von der »grantelnden« Liebenswürdigkeit eines echten Wieners hat.

Selbstkritisch, aber entspannt, kommentiert sie die Debatte um »political correctness«. »Manche meiner Texte würde ich so nicht mehr lesen, weil sich Sachen verändern, die ich selber erst gelernt und verstanden habe. Zum Beispiel, dass man nicht mehr ›dumm‹, ›blöd‹ usw. sagt, weil das Ableismus ist. Wenn solche Bewegungen der Sprache für mich Sinn ergeben, dann übernehme ich das auch. Meistens ergibt es Sinn. Es ist nicht so, dass das irgendwelche nervigen Leute sind, die das durchdrücken wollen, sondern das sind Menschen, die ihr ganzes Leben lang damit verletzt wurden und damit zu tun haben und sagen, nur weil du das nicht fühlst oder hast, heißt das nicht, dass es nicht da ist. Ich habe in meinen Texten oft einen sehr direkten Humor, zumindest in den Texten für Erwachsene. Auch wenn die Mädels miteinander reden, ist es oft sehr schnell und grenzverletzend, und das ist das Lustige daran. Aber ich beobachte das jetzt trotzdem immer, ob das nötig ist oder ob man es nochmals anders machen kann.«

Für Kinder zu schreiben ist große Kunst. Schon Astrid Lindgren wusste, dass ein gutes Kinderbuch einem Roman für Erwachsene qualitativ in nichts nachstehen darf. Da ist es nur konsequent, dass Kirsten Fuchs' im Hauptprogramm des Berliner Rowohlt-Verlags erschienene »Mädchenmeute« quer durch alle Altersgruppen gelesen wurde (mehr als die Hälfte der Leser/innen waren Erwachsene) – auch von vielen männlichen Lesern. »Die Kleineren lesen es nach vorn, die Älteren nach hinten: Das will ich einmal machen oder das hätte ich gern gemacht. Beides ist eine Sehnsucht, aber eine andere.«

Ihre beiden Töchter wachsen zumindest zu Hause abseits stereotyper Rollenbilder auf. Was in Kindergarten und Schule an sie herangetragen wird, muss man liebevoll begleiten. Sich über sich selbst und nicht über andere zu definieren, sei

Kirsten Fuchs
Mädchenmeuterei
Rowohlt Berlin,
496 S.
ET: 19. Oktober



Kirsten Fuchs
Mädchenmeute
Rowohlt Taschenbuch,
464 S.



gerade für Mädchen wichtig. Welche Folgen wird die Pandemie für die Kinder haben? Vielleicht müsste man die Fähigkeit, wie man mit seinen Gefühlen umgehen kann, wie man lernt, dass Verletzungen dazugehören, viel früher an Kinder und Jugendliche heranbringen. Vielleicht »schafft es ein Bewusstsein dafür, wie wichtig seelische Gesundheit ist. Dafür, wie instabil wir sind und was nötig ist, uns stabil zu halten. Und dass es insgesamt, ganz allgemein, eine politische Sache ist, wenn zum Beispiel im ganzen Pflegebereich, im sozialen Bereich gespart wird. Ich versuche immer, den Kopf oben zu behalten, stabil zu bleiben, aufrecht. Ich hoffe, dass ich das meinen Kindern so mitgeben kann. Ich weiß aber, dass das bei vielen nicht so ist und dass das an dem Bedarf von vielen Menschen vorbeigeht: Das ist, als ob man zu depressiven Menschen sagt, sie sollen positiv denken. Die brauchen ja wirklich Hilfe. Und eigentlich ist das die Aufgabe des Staates. Das kann nicht immer die Familie tragen oder der Mensch alleine. Und da sind Schulen und alle möglichen anderen Stellen gefragt. Wenn ich darüber nachdenke, werde ich wütend, also versuche ich, auch daran zu denken, dass die Welt sich insgesamt auf lange Sicht positiv entwickelt. Dass viele Sachen besser sind, als wir sie wahrnehmen. Hoffentlich.«

Zurück zum Ursprung. Freundschaft ist mehr als ein Abenteuer: Die Mädchen bündeln ihre Kräfte und öffnen einander ihre Herzen. Schwäche zu zeigen kann auch eine Stärke sein. Und über seinen Schatten zu springen kann Leben retten. Wenn es um die wichtigen Dinge geht, segeln die Mädchen auf einer Welle. Was müssen wir tun, damit die Zukunft Fahrt aufnimmt? Man ist – frei nach Greta – nie zu klein dafür, das Ruder herumzureißen. ■


 A close-up portrait of Sasha Marianna Salzmann, a woman with curly dark hair and blue eyes, wearing a dark blue jacket over a white shirt. The portrait is set against a dark, blurred background and is framed by a circular cutout.

Sasha Marianna Salzmann

MIT LÄSSIGKEIT UND LÄSTIGKEIT

Mit »Im Menschen muss alles herrlich sein« hat die umtriebige und vielfach preisgekrönte Autorin Sasha Salzmann ihren zweiten Roman vorgelegt und schafft Platz für die wahren Herrlichkeiten des Lebens: den Widerspruch und die Ambivalenz.

— VON BARBARA KADLETZ

»Ich glaube nicht ans Scheitern beim Schreiben, weil es nichts zu gewinnen gibt«, sagt Sasha Salzmann, und noch während sie* (Sasha Salzmann identifiziert sich selbst als nichtbinär und verwendet in ihrer* Selbstbezeichnung bei Nomen und Pronomen das Gendersternchen.) das sagt, ist sie auch schon wieder für einen Preis nominiert. Also nicht für irgendeinen – Stichwort: Deutscher Buchpreis 2021, Sie wissen Bescheid.

Einer, den Salzmanns dauerhafter Erfolg nicht verwundert, ist Bernhard Studlar, künstlerischer Leiter der »Wiener Wortstätten«. Seinem Theaterprojekt war die junge Dramatiker/in schon vor über einem Jahrzehnt so posi-

tiv aufgefallen, dass ihr der »exil-DramatikerInnenpreis« der Wiener Wortstätten verliehen wurde und es bereits 2010 zur ersten österreichischen Uraufführung eines Salzmann-Stücks im Wiener Theater Nestroyhof / Hamakom kam. Das Thema des Bühnentextes »Weißbrotmusik«, die Identifikationssuche von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in einer ihnen abweisend gegenüberstehenden Mehrheitsgesellschaft, ist heute aktueller denn je, und Salzmann zeigte schon zu Beginn ihrer Karriere, wofür sie als Dramatiker/in angetreten war: Für ein Theater zu schreiben, das, »wenn es gut ist, etwas schafft, was keine andere Kunstform mit so viel Vehemenz kann: direkt und unmittel-

Foto: Heike Steinweg

bar in die Gesellschaft einzugreifen«. Auch Bernhard Studlar erinnert sich noch gut an den gesellschaftspolitischen Anspruch der jungen Dramatiker/in: »Sasha Marianna Salzmann zeichnete ein unglaublich starker Drang nach Auseinandersetzung aus. Und mit ihrem wunderbaren Humor hat sie Lässigkeit und Lästigkeit auf charmanteste Art und Weise miteinander verbunden.«

Lässigkeit und Lästigkeit, sind das also die Erfolgsgeheimnisse der 1985 in Wolgograd geborenen und seit 1995 in Deutschland lebenden Autor/in? Bestimmt. Gepaart allerdings mit einem guten Gespür für aktuelle Themen und einem eloquenten Auftritt in der Öffentlichkeit. Keine von Salzmanns Äußerungen scheint unbedacht, sie ist präzise und formuliert druckreif. Als genaue und wache Beobachter/in hat sie etwas zu sagen, über Gesellschaft, über Politik und auch über ihre eigene Identität. Denn wird man von einer breiten Öffentlichkeit als junge jüdische Frau mit Migrationshintergrund gelesen, dann gibt es da sehr viele, die meinen, ganz genau über eine Bescheid zu wissen. Darüber, wie eine so zu sein hat, im Rahmen ihres Geschlechts, ihrer Herkunft, ihrer Religion und so weiter.

Was also tun, in dieser Welt voller Zuschreibungen und Schubladen, die für eine Persönlichkeit wie Salzmann nur zu eng und zu klein sein kann? Reden, bevor es andere für eine übernehmen. Sich frei nach dem Audre Lorde'schen Diktum: »your silence will not protect you«, die Deutungsmacht über die eigene Person zurückholen, von all den Zuschreibern und Abstemplern da draußen.

Zu diesem Zweck nützt Salzmann alle Genres, die ihr als Autor/in zur Verfügung stehen. Neben den bereits erwähnten Theaterstücken und Romanen verfasst sie Essays und tritt als Kurator/in von Festivals wie den »Radikalen jüdischen Kulturtagen« in Aktion. Außerdem führt sie im Rahmen ihrer Reihe »denken mit« Gespräche mit Intellektuellen unserer Zeit.

Bei all der Umtrieblichkeit, entwickelt man da eine Vorliebe für ein literarisches Genre oder eine bestimmte Facette der Autor/innenschaft? Sasha Salzmann verneint diplomatisch, sie möge alle Gattungen gleich gerne, denn schließlich biete ihr jedes Genre eine andere Komponente dessen, was die Schriftstellerei so interessant mache. Sei es das gemeinschaftliche Arbeiten an einer Theaterproduktion, das einsam-introvertierte Tüfteln über einem Roman oder das Thesenwälzen für einen Essay.

Und obwohl Salzmann das Schreiben so leicht von der Hand zu gehen scheint, und ihr der Erfolg seit Karrierebeginn sicher war, ist der Zweifel dennoch ein ständiger Begleiter. »Der härteste Kampf, den ich beim Schreiben führe, ist der gegen mich selbst, gegen meine eigenen Ansprüche, gegen meine eigenen Erwartungen. Ich bin meine erbittertste Kritiker*in«, sagt sie.

Als Teamplayer/in hilft Salzmann hier der Austausch mit anderen. Ihre Lektorin und Freund/innen geben der Autor/in eine Außenperspektive auf ihre Arbeit. Auch in Büchern anderer Schriftsteller/innen findet Salzmann Rat. Sogar während des eigenen Schreibprozesses liest sie intensiv, bekommt Antworten, nach denen sie sucht, bei-

spielsweise in Texten von Serhij Zhadan, Oksana Sabuschko oder bei Masha Gessen.

Bei der Recherche zu »Im Menschen muss alles herrlich sein« hat Salzmann viele Interviews mit Frauen aus der ehemaligen Sowjetunion und einem auf die Region Donbass spezialisierten Historiker geführt, um die Fakten zu verifizieren, auf denen sie ihren Roman aufgebaut hat. Aber auch in der eigenen Familiengeschichte hat sie Inspiration gefunden, erzählt die Autor/in, ihre Verwandtschaft sei da mittlerweile schon abgehärtet, was ihr beständiges Nachfragen betrafe.

Überhaupt fände Salzmann es schön, wenn sie mit ihrem aktuellen Roman dazu beitragen könnte, dass in Familien mehr miteinander gesprochen wird und das Verständnis zwischen den Generationen dadurch wächst. Damit es uns nicht so wie ihren Protagonistinnen ergeht, die vor lauter Unausgesprochenem, das zwischen ihnen liegt, nicht mehr in der Lage sind, eine echte Beziehung zueinander aufzubauen. Salzmann erzählt in ihrem Buch von Müttern und Töchtern, die sich nur noch in hohlen Phrasen und wiederholenden Vorwürfen begegnen können. Dabei gäbe es viel zu erzählen, darüber, wie Lena und Tatjana ihr Leben in der Sowjetunion aufgaben, um im fremden Deutschland ein neues mit dem Stempel »Kontingentflüchtling« zu beginnen.

Darüber, wie es war, alleine ihre Töchter großzuziehen und die eigenen Lebenspläne für immer ad acta zu legen. Und darüber, wie eng und erstickend sich das Aufwachsen in der jüdischen Community einer deutschen Kleinstadt für die Töchter Edi und Nina anfühlte.

Im Schlüsselkapitel des Buches fragt sich die junge Heldin Nina kurz, ob es wohl einmal möglich wäre, dass sie und ihre Mutter sich im Hier und Jetzt begegnen könnten, frei von allen Vorwürfen der Vergangenheit und den schon drohenden Anklagen der Zukunft? Als Leserin wünscht man den spröden Protagonistinnen bis zur letzten Seite von Herzen, dass ihnen dies gelingen möge.

»Theatermensch, Aktivistin, Romancier«, Sasha Salzmann wollte, wie ihre Romanfiguren, immer so vieles sein. Im Gegensatz zu diesen hat sie es aber schon längst geschafft, ihre Lebensziele zu erreichen. Nimmt sie sich manchmal Zeit, um innezuhalten und ein bisschen stolz auf sich zu sein? »Nein, leider, nein«, kommt es zurück, aber nach einer gelungenen Premiere, da würde sie die Nacht durchtanzen, immerhin.

Und die Zukunft? Die sieht vielversprechend aus, denn der Abenteuerspielplatz Kulturbetrieb hat für Salzmann noch längst nicht den Reiz verloren. Schließlich läge es ja an Künstler/innen wie ihr selbst, diesen Raum spannungsvoll und das Ziel aufrecht zu erhalten, gesellschaftsrelevant zu bleiben. Aber zunächst einmal, da steht für Salzmann eine Lesereise mit ihrem aktuellen Roman und damit einhergehend eine intensive Wiederbegegnung mit ihren eigenen Protagonistinnen an. Wir Leser/innen können uns auf diese Tour und auch schon auf neue Texte der Autor/in freuen, denn eine Schreibkrise, meint Salzmann, die hätte sie bislang noch nie gehabt: »Ich möchte einfach schreiben, kein Berg ist für immer erklommen.« ■



Sasha Marianna Salzmann
Im Menschen muss alles herrlich sein
Suhrkamp, 384 S.



Foto: © Tom Jamieson

Nach *Der Hase mit den Bernsteinaugen* ein neues Meisterwerk der Erinnerungsliteratur

Ü.: Brigitte Hilzensauer
192 Seiten. Leinen mit Prägung. Farbiges Vorsatzpapier und farbige Abbildungen
zsolnay.at

Z
ZSOLNAY
VERLAG
BLAUER HERBESCHUCH

Das Leben als Fragment

Eduardo Lagos Denkmal für die große Liebe gibt es nun auf Deutsch.

Gal Ackerman ist gestorben. Und mit seinem Ableben, mit dem Eduardo Lagos Roman »Brooklyn soll mein Name sein« beginnt, wird vorerst auch ein künstlerisches Großprojekt zu Grabe getragen: Der Text, an dem der Schriftsteller bis zu seinem Tod arbeitete, sollte einer großen Liebe ein Denkmal setzen: Nadja, mit der Gal einst eine leidenschaftliche Beziehung führte, bis sie plötzlich aus seinem Leben verschwand, war als einzige Leserin dieses Werks bestimmt. Doch Ackermans Freund, der Journalist Néstor Chapman, beschließt als Akt der Trauerarbeit, die verbliebenen Fragmente zu sichten und das Opus zu vollenden. Er liest dazu zahlreiche Notizblöcke, Briefe und Tagebücher und setzt dabei akribisch die Puzzle-teile ineinander, die zusammen eine bewegte Lebensgeschichte ergeben: »Ja, es hat zwei Jahre gedauert, in denen ich einer Stimme folgte, die nicht verstummen wollte, einer Stimme, die mich seit dem Tag, an dem ich dich kennenlernte, dazu gebracht hat, nur dieses eine zu tun, obwohl ich das alles erst verstand, nachdem du gegangen warst. Hier hast du deinen verdammten Roman: Brooklyn. Nadja hatte recht, das Buch existierte schon. Du warst der Schöpfer und außerdem das einzige Hindernis.« Diese Rekonstruktion zeichnet Lago auch formal nach, in dem diese verschachtelte Geschichte anhand der vielen einzelnen Schriftstücke erzählt wird, wodurch die Figuren der beiden Erzähler zu verschwimmen scheinen und sich noch viele weitere Stimmen in einen Chor fügen, der gemeinsam eine große Hymne auf diesen New Yorker Stadtteil singt. ■



Eduardo Lago
Brooklyn soll mein Name sein
Ü.: Guillermo Aparicio
Kröner, 500 S.



Irene Dische
Die militante Madonna
Ü.: Ulrich Blumenbach
Hoffmann und Campe, 224 S.

Das alte Spiel mit der Identität

Irene Dische zeigt: Auch im 18. Jahrhundert wurde mit Geschlechtsidentität jongliert.

Auf den ersten Blick liest sich »Die militante Madonna« wie die einfache Berichterstattung eines Chevaliers aus dem 18. Jahrhundert. »Wie ich eine hohe Stelle bekleidete und auch behielt« – so ist demnach das erste Kapitel übertitelt, gefolgt von dem Abschnitt: »Wie ich unerwarteten Gefahren begegnete und auf unerwartete Weise mit ihnen fertigwurde.« Wir folgen den ausschweifenden und gut recherchierten Erzählungen des Protagonisten und lernen mehr über die Welt, in der er sich bewegt: Da ist König Louis XV., an dessen Hof sich der Diplomat und Degenfechter zunächst aufhält, da ist London, eine Stadt, die den rätselhaften Mann zu faszinieren beginnt, da sind Gelage und Degenkämpfe, und freilich das Streben nach politischer Macht und Reichtum. Erst nach und nach finden die Leser/innen heraus: Dieser Chevalier d'Éon kann nicht der sein, für den er sich ausgibt. Und damit sollen sie recht behalten: Ob Mann oder Frau, blieb, was diese historische Persönlichkeit des Chevaliers betrifft, tatsächlich bis zuletzt unklar. Erst eine Leichenschau nach dem Tod des Diplomaten räumte alle Zweifel aus: Der Mann war eigentlich transgender. Irene Dische nähert sich auf unpräzise und sehr beschwingte Art und Weise einem eigentlich sehr ernsthaften Thema – und dabei gelingt es ihr auch noch, witzig zu sein. Zwar würde man sich von der Sprache etwas weniger Flapsigkeit und von den historischen Schilderungen mehr Detailreichtum wünschen – aber dennoch: ein Buch über eine historisch überaus spannende, sehr moderne und in jeder Weise herausragende Figur. ■

Johannes Lau

Sophie Reyer

Buchkultur

Die dritte Hand

Nun kommt endlich Hotschnigs neuer Roman »Der Silberfuchs meiner Mutter« heraus.

»Ich fantasie, ich muss fantasieren, aber es ist möglich, sonst wäre es auch kein Roman« lässt Hotschnig als Autor seinen ich-erzählenden Helden Heinz berichten. Dieser Heinz Fitz, ein Schauspieler in Tirol, habe es ihm erlaubt, entlang seiner Lebensgeschichte den Roman frei zu entwickeln, schreibt Hotschnig am Ende des Buches. Und man hat als Leser/in nicht das Gefühl, einen Roman zu lesen, sondern jemandem zuzuhören, der aus seinem Leben erzählt: nicht wirklich chronologisch geordnet, sondern so, als ob es ihm gerade einfiel, mit entsprechend vielen Wiederholungen. Dieses Einzelschicksal wird von der Beschreibung von Orten, Szenen aus der Geschichte Vorarlbergs im und nach dem zweiten Weltkrieg und den Lebensgeschichten vieler, vieler Menschen begleitet. Im Zentrum aber steht – neben dem eigenen – das Leben der Mutter in dieser ganz starken Beziehung. Immer wieder fragt er, immer wieder versucht Heinz seine fremde, kranke Mutter zu verstehen, hofft dabei auf die sogenannte »Dritte Hand«, eine Hilfe von außen, welche all das Rätselhafte, das das Leben der Mutter umgibt, aufklären könnte. Dann wechselt der Erzähler zu seiner Tätigkeit als Schauspieler, zu den Stücken, in denen er aufgetreten ist, den Filmen, in denen er mitgewirkt hat, um abrupt wieder von seiner Jugend als Sticker in Lustenau zu erzählen. »Ich war ein krankes Kind. Aber eben auch zäh. Und immer ein wenig zäher als krank.« Diese Zähigkeit gibt der Geschichte die Kraft, nicht ins Selbstmitleid abzudriften. ■

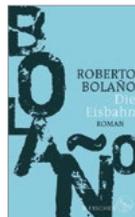
Aufs Glatteis geführt

»Die Eisbahn« ist ein früher raffinierter Krimi von Roberto Bolaño.

Drei Männerfiguren kreisen einen Sommer lang um die kühle Nuria, »das schönste Mädchen von ganz Z«, die um ihre Wiederaufnahme ins Olympiateam der Eiskunstläuferinnen kämpft: Remo hat es in das eigenwillige »Küstenstädtchen« Z verschlagen, seine schriftstellerischen Ambitionen hat er gegen ein Leben als Kleinunternehmer eingetauscht. Auf seinem Campingplatz Stella Maris arbeitet der melancholische Gaspar, ein Bekannter aus Dichtertagen in Lateinamerika und unsteter »Habenichts«. Enric, der einflussreiche, übergewichtige Mitarbeiter des Gemeindefamts, komplettiert das einander misstrauisch beobachtende Trio; er ist in Nuria verliebt und veruntreut deshalb Mittel, um ihr in einem abgelegenen »Palast« am Stadtrand eine künstliche Eisbahn anlegen zu lassen. An diesen geheimen Ort zieht es nach und nach alle Figuren in diesem an Anspielungen und Märchenelementen nicht armen Stimmengewirr. In die sich entfalteten romantischen Verwicklungen und Lügengeschichten schreibt sich schockartig ein weiteres Verbrechen ein: Die Eisbahn wird zum Tatort, die Ermordung einer Obdachlosen bringt die von Bolaño so meisterhaft eingefangenen, heikler werdenden Situationen der Figuren endgültig zum Kippen. An dieser Stelle setzt auch seine politische Kritik ein: Der Mord an einer Außenseiterin wiegt in seinen Schilderungen für die Öffentlichkeit weniger schwer als ein Wirtschaftsverbrechen, die von ihm zentral gesetzte Dimension des Räumlichen wirft Fragen nach Schuld, Migration und Täuschung auf. ■



Alois Hotschnig
Der Silberfuchs meiner Mutter
Kiepenheuer & Witsch, 224 S.



Roberto Bolaño
Die Eisbahn
Ü: Christian Hansen
S. Fischer, 224 S.



László Krasznahorkai
Herscht 07769
Ü: Heike Flemming
S. Fischer, 416 S.

Bach im Nazi-Nest

Dieser Thüringen-Roman klingt nach Weltliteratur.

Man kann nicht aufhören, László Krasznahorkais neuen Roman zu lesen. Das hat zwei Gründe. Der erste liegt in seiner Form. Genau wie »Zone« von Mathias Enard oder »Der ungarische Satz« von Andrej Nikolaidis besteht »Herscht 07769« aus nur einem einzigen Satz. Ab und zu sind einzelne Wortgruppen größer und zentriert gedruckt, doch auf den meisten der über 400 Seiten wird dem Auge keine Pause gegönnt. Das zwingt zu einer Lektüre mit erhöhter Konzentration. Diese aufzubringen fällt allerdings leichter als erwartet, denn Krasznahorkai erzeugt durch eine rhythmische Syntax, durch klingende Kadenz und durch wiederkehrende sprachliche Motive eine treibende Musikalität. Die Übersetzungsleistung Heike Flemmings kann in diesem Zusammenhang gar nicht hoch genug gewürdigt werden, denn hier geht es nicht nur um die Übertragung aus dem Ungarischen ins Deutsche, sondern um Komposition.

Der zweite Grund liegt in der Fähigkeit des Autors, die Form in seinem Inhalt zu spiegeln. Das Leben der Hauptfigur Florian Herscht, der im fiktiven thüringischen Dorf 07769 Kana wohnt, wird vom größten musikalischen Genie aller Zeiten bestimmt, von Johann Sebastian Bach. Und von einem der gefährlichsten Neonazis der Gegend, dem »Boss«. Als das Fremde in Form von Wölfen und von Graffiti die Heimat zu bedrohen scheint, wird Herscht ungewollt in das Zentrum eines hochaktuellen Konflikts gezogen. Er will dem Boss gegenüber loyal sein, doch der rüstet zum Kampf. Statt Wasser zu Wein wird in diesem gar nicht biblischen Kana Gegenwart in große Literatur verwandelt, absurd komisch, tragisch und spannend bis zum Punkt. ■

Konrad Holzer

Thomas Ballhausen

Ludwig Lohmann



Anthony Doerr

ALL DAS, WAS ÄONEN ÜBERDAUERT

»Wolkenkuckucksland« folgt dem fiktiven titelgebenden Buch durch Jahrhunderte. Pulitzerpreisträger Anthony Doerr schreibt in seinem neuen Roman über die epochenübergreifende Macht des Wortes.

— VON JOHANNES LAU

Bücher sind Zeitmaschinen. Mit ihnen können wir uns in die Zukunft beamen oder in vergangene Epochen reisen: Schließlich wird in jedem Text bewusst oder unbewusst Zeugnis davon abgelegt, was die Menschen in dieser Ära fühlten und dachten – oder zumindest die einzelne Autorin oder der Autor. Anthony Doerr beschreibt in seinem neuen Roman »Wolkenkuckucksland« diesen Dialog, den wir beim Lesen führen, wie folgt: »Ein Text, ein Buch, ist ein Ruheort für die Erinnerungen von Menschen, die früher einmal gelebt haben. Es bietet Erinnerungen die Möglichkeit zu bleiben, nachdem die Seele weitergereist ist. Aber auch Bücher sterben, wie Menschen. Sie sterben in Feuersbrünsten, Überschwemmungen, im Maul von Würmern und durch die Launen von Tyrannen. Werden sie nicht geschützt, verlassen sie diese Welt, und wenn sie das tun, stirbt die Erinnerung ein zweites Mal.« Im vorliegenden Werk des US-Amerikaners ist jener Text, der im Zentrum der Handlung steht, aber äußerst widerstandsfähig: Doerr beschreibt, wie ein antikes Werk – das titelgebende »Wolkenkuckucksland« des fiktiven Autors Antonios Diogenes – die Zeiten überlebt und daher immer wieder in anderen Epochen neu gelesen wird.

So erzählt Doerr, wie das geschriebene Wort Menschen zu allen Zeiten Hoffnung gibt: Während des Untergangs von Byzanz, im Korea-Krieg, dem gegenwärtigen Idaho oder auf einem Raumschiff in ferner Zukunft. Bei der Beschäftigung mit der Eroberung von Konstantinopel 1453 fand Doerr auch die Inspiration für sein Buch, verrät der studierte Historiker im Gespräch mit Buchkultur: »Um 2016 recherchierte ich, wie die Bibliotheken von Konstantinopel die letzten verbliebenen Kopien so vieler antiker Texte beschützten und durch die Instabilität des Mittelalters führten. Dadurch frag-

te ich mich: Warum nicht versuchen, eine Geschichte darüber zu erzählen, wie ein einzelnes Manuskript Leben in der entfernten Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft berührt und zu sehen, wie das unsere Beziehung zu Vergangenheit und Zukunft erhellt?« Die Frage, warum manche Dinge überdauern, während das meiste ausgelöscht wird, habe er sich schon öfter gestellt. Insbesondere in seiner Novelle »Memory Walk« und seiner Erzählung »Die Tiefe« hat er sich mit diesem Thema intensiv auseinandergesetzt.

»Was tun wir mit den wenigen Jahren, während wir hier leben? Selbst wenn wir ein langes und gesundes Leben leben, ist das bloß ein Prozent von einem Millionstel des Lebens der Sonne. Das finde ich ernüchternd wie überwältigend. Ich denke, dass ich vielleicht schon immer interessiert war, Geschichten zu benutzen, um die Leser/innen in den Kontext von großen Zeitspannen zu versetzen: Kulturell, historisch, geologisch.« Diese Faszination sei bereits in frühen Jugendjahren entstanden, als Doerr, der in Cleveland aufgewachsen ist, Fossilien sammelte: »Schon in dem Alter war ich fasziniert vom Wunder dieser Abdrücke von langvergangenem Leben, das irgendwie Äonen überdauert hatte.« In

»Was tun wir mit den wenigen Jahren, während wir hier leben? Selbst wenn wir ein langes und gesundes Leben leben, ist das bloß ein Prozent von einem Millionstel des Lebens der Sonne. Das finde ich ernüchternd wie überwältigend. Ich denke, dass ich vielleicht schon immer interessiert war, Geschichten zu benutzen, um die Leser/innen in den Kontext von großen Zeitspannen zu versetzen: Kulturell, historisch, geologisch.« Diese Faszination sei bereits in frühen Jugendjahren entstanden, als Doerr, der in Cleveland aufgewachsen ist, Fossilien sammelte: »Schon in dem Alter war ich fasziniert vom Wunder dieser Abdrücke von langvergangenem Leben, das irgendwie Äonen überdauert hatte.« In

Foto: Inago-Leemage

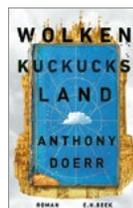
**Auch Bücher sterben.
Werden sie nicht geschützt,
verlassen sie diese Welt, und
wenn sie das tun, stirbt die
Erinnerung ein zweites Mal.**

» Anthony Doerr

eben dieser Zeit im Alter von sieben, acht Jahren habe auch seine Leidenschaft fürs Schreiben begonnen: Auf der Schreibmaschine seiner Mutter tippte Doerr Geschichten über seine Playmobilfiguren. Das mag man als kindliche Experimente abtun, jedoch glaubt Doerr, dass damit der Grundstein für seine literarische Tätigkeit gelegt wurde: »Auch wenn das nur die Erweiterung eines Spiels war – und vielleicht sogar immer noch ist –, denke ich, dass ich immer davon geträumt habe, ein Schriftsteller zu sein, auch wenn ich zu schüchtern war, das laut auszusprechen.« Besonderen Eindruck machen auf ihn zu dieser Zeit die »Chroniken von Narnia« von C. S. Lewis. »Ich habe es geliebt, von einem Buch woandershin befördert zu werden. Dass diese einfachen schwarzen Zeichen auf einer weißen Seite mich in solch eine reichhaltige Umgebung transportieren konnten, hat mich umgeworfen. Daher kam vermutlich der initiale Impuls zum Schreiben: aus der Magie des Versuchs, großartige und komplexe Erfahrungen zu erzeugen – aus günstigen Materialien: Wörtern auf einer Seite.«

Das Schreiben begleitete ihn von da an die ganze Zeit, wenn auch im Geheimen: Die unzähligen Notizbücher, die er in der High School und im College mit Kurzgeschichten vollschrieb, traute er sich niemanden zu zeigen. Dennoch habe er in seiner Studienzeit am Bowdoin College in Brunswick, Maine und an der Bowling Green State University in Ohio von seinen Geschichtspromessoren viel für seine heutige Arbeit gelernt: »Sie schätzten Fragen mehr als Antworten und Neugier mehr als Auswendiglernen. Sie legten großen Wert auf unabhängige Nachforschung und wie man ein lebenslang Lernender bleibt. Das war vermutlich meine größte Erkenntnis: Bildung endet nicht am Abschlusstag – da beginnt sie erst.« So reifte erst nach dem erfolgreich beendeten Studium der Entschluss, eine Karriere als Schriftsteller zu beginnen. »Erst nach dem College erkannte ich, dass ich es immer bereuen würde, wenn ich nicht versuchen würde, das Schreiben ernsthaft zu verfolgen.«

So begann er doch noch, seine Arbeit anderen Menschen zu zeigen: Zuerst seiner Mutter und dann Freunden, die ihn bestärkten, sich bei verschiedenen Förderprogrammen zu bewerben. 2002 erschien sein Debüt in Form der Erzählensammlung »Der Muschelsammler«. Es folgten neben genannten Werken der Roman »Winklers Traum vom Wasser«, der autobiografische Bericht »Four Seasons in Rome« und seine bisher erfolgreichste Veröffentlichung »Alles Licht, das wir nicht sehen«: Für diesen Roman, der im Zweiten Weltkrieg spielt und in dem sich bereits Doerr's Faible für historische Stoffe und die Verknüpfung von Handlungssträngen zeigt, erhielt der Autor 2015 mit dem Pulitzerpreis in der Sparte Belletristik einen der wichtigsten Literaturpreise der USA. An den nächsten Werken schreibt er bereits. Was man von ihm erwarten darf, möchte Doerr aber noch nicht verraten: »Ich arbeite derzeit an zwei Projekten, die aber noch am Anfang stehen. Und ich fürchte, wenn ich über sie spreche, fallen sie auseinander. Ich lasse sie im Dunklen noch eine Weile wachsen, bis ich sehe, welches von ihnen ein bisschen mehr Licht aushält.« ■



Anthony Doerr
**Wolken-
kuckucksland**
Ü: Werner
Löcher-Lawrence
C.H.Beck, 532 S.



© Martin Rauchenwald

Die Geschichte einer außer- gewöhnlichen Freundschaft zwischen Paris, Patagonien und New York



22,00 € (D) | 22,70 € (A)
ISBN 978-3-351-03809-0

aufbau

Redaktions- EMPFEHLUNGEN

Von den Nachttischen der Buchkultur-Redaktion



Katia Schwingshandl

Zwischen Wissenschaft und Emotion. Warum empfinden wir Sucht? Der zweite Roman der ghanaisch-amerikanischen Autorin greift literarisch sensibel große Themen auf.



Yaa Gyasi: *Ein erhabenes Königreich*, DuMont, 304 S.



Jorghi Poll

Die Geschichte der Schrift und Typographie leicht zugänglich und amüsant-unterhaltsam als Comic. Eine wunderbare Idee, um diese immer noch so unbeachtete Kunstform bekannt zu machen.



David Rault: *Das ABCD der Typographie*, Jacoby & Stuart, 128 S.



Maria Leitner

»Trotz alledem!« Der letzte Text von Karl Liebknecht, ermordet 1919. Der unbeugsame Kämpfer gegen Militarismus, Kapitalismus, Krieg hätte heuer seinen 150. Geburtstag.



Klaus Gietinger (Hg.): *Karl Liebknecht oder: Nieder mit dem Krieg ...*, Dietz, 200 S.



Alexander Kluy

Es gibt sie noch, die überlebensgroßen Lebenslangesebücher. So wie Dürrenmatts »Stoffe«. Skizzen? Notizen? Erinnerunges? Hall-Gedanken? Alles darin. Und unfasslich mehr.



Friedrich Dürrenmatt: *Das Stoffe-Projekt*, Diogenes, 2208 S.



Hans-Dieter Grünefeld

Dem Wunder menschlicher Sprachintelligenz ist Harald Haarmann komparatistisch auf der Spur. Durch variable Perspektiven ergibt sich ein profundes Plädoyer für Diversität.



Harald Haarmann: *Die seltsamsten Sprachen der Welt*, C.H.Beck, 206 S.

... ÜBER DEN ZEITGEIST ERHABEN, ABER NICHT IGNORANT

Wilde Überholmanöver auf der Sprachautobahn

Die Zeit vergeht, und mit der Zeit ändert sich die Sprache, die wir sprechen und schreiben. Normalerweise bemerken wir das kaum, ein neuer Anglizismus hier, eine Bedeutungs- oder Kontextverschiebung da. Der eine oder andere Begriff fällt wegen Verstaubung zuerst aus unserer Alltagsnutzung, dann aus dem Duden, ein neues Wort aus der Jugendsprache oder aus der weiten Welt unternehmerischer Erfindungen kommt dazu. Aber manchmal ergeben sich doch größere Schritte, etwa mit der neuen Rechtschreibregelung von 1996, die in den Folgejahren weiter verändert wurde. Das ist jetzt fünfundzwanzig Jahre her und hat damals riesige Wellen geschlagen, ähnlich wie heute die Genderdebatte, wobei es doch wesentliche Unterschiede gibt, vor allem was Normierungen betrifft. Auch die (damals) neue Rechtschreibung hatte einige Problemchen, manche sind bis heute nicht ganz behoben, aber Sinn der Sache war damals wie heute, die allzu starren sprachlichen Vorgaben zu flexibilisieren und uns allen größere Freiheiten bei unserer Sprachnutzung einzuräumen. Schnell wurde die Debatte zum Politikum, an dem gegensätzliche Ideologien zutage traten, einige verweigern sich bis heute diesen »Neuerungen«. Auch beim Thema Gendern scheiden sich nicht nur die Geister, sondern sie ziehen sogar auf die Barrikaden. Genderverweigerer begründen dies vor allem mit der Verletzung sprachlicher Ästhetik und der Verschlechterung von Lesbarkeit. Beide Aspekte sind nicht ganz von der Hand zu weisen. Dennoch liegen die Gründe für die ideologische Grabenziehung weniger beim Wie als vielmehr beim Warum. Wie so vieles in unseren jüngeren gesellschaftlichen Debatten kreist auch hier der Diskurs um den sogenannten Alten Weißen Mann und die Zeit, die ihn (um es mit einer Autometapher zu sagen) ganz verkehrsregelkonform links überholt hat, einfach weil das neue Auto jüngeren Baujahrs etwas schneller fährt als das abgenudelte alte. Das zu akzeptieren fällt einigen der Älteren nicht ganz leicht. Daher wollen sie das neue Auto am liebsten gleich wieder rechts überholen, um sich den ersten Platz vor der Horizontlinie (oder auch nur der nächsten Kurve) zurückzuerobieren. Das alte Auto macht die Sache aber nicht mehr wirklich mit, denn es hat einfach andere Qualitäten als Schnelligkeit, auch wenn es alles gibt, schnauft, keucht, hupt und blinkt. Vielleicht klingt das jetzt etwas zu herab-

lassend, das soll es gar nicht sein, denn natürlich geht es nicht darum, Erster zu werden. Es geht darum, dass das eigene Auto, mit dem man sich sozialisiert und identifiziert hat, das man liebgewonnen hat und das die eigene Identität und Welterfahrung genauer und besser als alles andere darstellen kann, nicht abgehängt und in den Graben gedrängt wird. Ideolog/innen würden sagen, das sei der Lauf der Welt, und sie hätten damit nicht unrecht, Menschen mit Fähigkeit zu Empathie hingegen entwickeln Mitleid, auch wenn das aus der Sicht des alten Wagens bereits wie das Knirschen der großen Schrottpresse klingt. All diese Verhaltensmuster helfen nicht weiter bei der Debatte, weder die Akzeptanz von Kollateralschäden, bei denen es sich ja nicht um Autos, sondern um Menschen handelt, noch Mitleid, weder Lamentieren noch nach Österreich auszuwandern wie der Kollege Matthias Politycki, dessen problematisches Österreichbild eigentlich auch einmal verhandelt gehört. Natürlich müssen sich so einige ältere Semester von Lektor/innen und Verleger/innen anhören, dass die unreflektierte Weiterverwendung des generischen Maskulinums nicht mehr zeitgemäß ist. Vielleicht wird sogar das eine oder andere Manuskript tatsächlich aussortiert, denn Verlage sind trotz aller kulturellen Inhalte und Vielfaltigkeit doch auch Unternehmen, die ihre Verlagsprogramme mit Zeitgeist betanken. Aber das Jammern über diese Ungerechtigkeit hat noch keine Rostlaube wieder zu neuem Leben erweckt. Stattdessen sollten eigentlich alle mal dran denken, den Wert, die Schönheit und Sinnhaftigkeit ihrer jeweils individuellen Sprache zu beweisen. Manchmal muss man an seinem Wägelchen auch noch arbeiten und polieren, der Lern- und Erneuerungsprozess endet erst auf dem Schrottplatz. Bis dahin müsste schon noch ein neuer Zahnriemen her, der Kotflügel gehört mal ausgetauscht, und Servolenkung und ABS waren ja eigentlich grundsätzlich mal ganz gute Neuerungen. Wie das alles dann mit den noch neueren Elektroantrieben wird, das sehen wir einfach im nächsten Kapitel – falls sich die Papierkrise nicht noch ausweitet, liegt das in der Buchbranche noch in nebulöser Zukunft.

Also, meine Herren, schreiben Sie doch einfach lieber wieder gute Romane! Damit werden Sie zwar vielleicht nicht mehr Erster, bekommen aber Sonderpunkte für noblen Stil. ■

Jorgi Poll

Traumhaus

Machados neuer Roman ist eine Auseinandersetzung mit toxischen Beziehungen.

Nach dem mehrfach ausgezeichneten und auch im deutschsprachigen Raum vielgelobten Erzählband »Ihr Körper und andere Teilhaber« erzählt die junge Autorin Carmen Maria Machado in ihrem neuen Roman »Das Archiv der Träume« auf kunstvolle Weise ihre ganz persönlichen Erfahrungen mit der eigenen Biografie und den aus ihr resultierenden Beziehungen. Sie stellt ihre erste gleichgeschlechtliche Beziehung mit einer Frau dar, beschreibt eine religiös geprägte Jugend in den USA und die Sehnsucht nach Aufbruch, nach einer »queeren« Welt jenseits klassischer Gegensatzpaare. Wie aber gelingt es, das eigene Leben und seine Stationen darzustellen, ohne dabei platt zu werden? Ganz einfach: durch Form. Und Carmen Maria Machado weiß, was Form ist, denn sie spielt damit auf künstlerische und unterhaltsame Art und Weise. So ist jedes Kapitel des Romans, dessen Sprache sich durch seine Klarheit und Schärfe auszeichnet, einem anderen Genre gewidmet. Ob Spukgeschichte, Erotik, Story oder Bildungsroman – Carmen Maria Machado weiß sich zu allen Gattungen literarisch zu äußern und setzt sie in Bezug zu ihrem Leben. Um dem Gefühl der »Unbehaustheit« in der Gesellschaft etwas entgegenzusetzen, lässt sie alle Kapitel in einem Haus spielen – einem Traumhaus. So gelingt es der Autorin, Gegensätze zu vereinen und einen erzählerischen Bogen zwischen Tradition und Evolution zu spannen, ohne freilich die große Kluft zwischen den Generationen »wegzudichten«. Ein mutiges, experimentierfreudiges und lesenswertes Buch! ■



Carmen Maria Machado
Das Archiv der Träume
Ü: Anna-Nina Kroll
Klett-Cotta,
304 S.



Kira Jarmysch
DAFUQ
Ü: Olaf Kühl
Rowohlt, 416 S.



Simone Weinmann
Die Erinnerung an unbekannte Städte
Kunstmann,
272 S.

Eingesperrt im eigenen Kopf

Kira Jarmysch über beklemmende zehn Tage im Moskauer Gefängnis

Dass Putins Russland keine Demokratie ist, das weiß Kira Jarmysch nur zu genau: Die Sprecherin von Alexej Nawalny, dem führenden russischen Oppositionellen – wie viele derzeit inhaftiert –, wurde unlängst selbst zu eineinhalb Jahren Freiheitsbeschränkung verurteilt. Daher ist Jarmysch nun auch in der Realität damit konfrontiert, womit sie sich zuvor bereits fiktional auseinandergesetzt hat: Im Herbst 2020 veröffentlichte sie ihren Debütroman »DAFUQ«, der nun auch auf Deutsch vorliegt. Jarmysch erzählt hier vom Haftalltag einer verurteilten jungen Protestlerin namens Anja und ihrer Zellengenossinnen. Anfangs betrachtet die Protagonistin den Arrest noch als abenteuerliche Abwechslung zu ihrem tristen Alltag, aber die Studentin merkt schon bald, wie sehr ihr diese neue Umgebung psychisch zusetzt: »Anja erinnerte sich gut, wie die Zelle sie am ersten Tag durch ihre Geräumigkeit beeindruckt hatte – jetzt war alles auf Schachtelgröße geschrumpft. Sogar die Eingeschlossenheit selbst hatte nun einen ganz anderen Geschmack. Vorher war sie im Rhythmus der Abläufe gar nicht so aufgefallen: Abgesehen von der Tatsache, dass man hier nicht wegkonnte, war nichts an diesem Ort wirklich belastend. Jetzt fühlte sich Anja zum ersten Mal richtig eingesperrt, aber nicht in der Arrestanstalt, sondern im eigenen Kopf.« Leider passt sich auch Jarmyschs Erzählfluss der Monotonie des Haftalltags im Verlauf des wenig Geschehenden stetig an, weshalb man diesen Roman eher absitzt als verschlingt. ■

Leben unter Staub

Simone Weinmann nimmt dichte Atmosphäre wortwörtlich.

Die Vorstellung ist gar nicht so abwegig. Eine globale Klimakatastrophe verändert die Bedingungen für menschliches Leben auf unserem Planeten so sehr, dass es kaum noch möglich scheint. Man muss nur ein paar Tage aufmerksam die Nachrichten verfolgen, und mit etwas Fantasie entfaltet sich ein sehr düsteres Bild unserer Zukunft. Dieses Bild malt Simone Weinmann in ihrem ersten Roman »Die Erinnerung an unbekannte Städte« mit passenden Farben: viel Grau, viel Schwarz. Bereits das sehr gelungene Cover führt die/den Leser/in hier auf die richtige Fährte. Sie führt in ein Dorf in den Voralpen, in das Jahr 2045. Nach einem »Tag Null« hat sich der Himmel verdunkelt, es scheint zu einer kurzen Eiszeitperiode gekommen zu sein, in der fast alle Menschen starben. Sämtliche Infrastruktur ist zusammengebrochen, es gibt keinen Strom, keine Krankenhäuser und keinen Verkehr. In dem Dorf leben die Menschen deswegen unter sehr archaischen Bedingungen, sie frieren viel, haben wenig zu essen und glauben wieder an Gott. Der junge Nathanael verweigert sich seinem Schicksal in dieser dörflisch-religiösen Enge und beschließt, nach Italien zu fliehen. Dort scheint es noch eine funktionierende medizinische Fakultät zu geben. Gemeinsam mit der mutigen Mitschülerin Anna wagt er den gefährlichen Weg über die Alpen. In der stetigen Suche nach Nahrung und der Angst vor denen, die für ein Stück Brot töten würden, erinnert der Weg der beiden sehr an Cormac McCarthys »The Road«. Auch dort läuft es auf diese hell schimmernde Erkenntnis hinaus: Wenn wir die anderen nicht zurücklassen, könnten wir überleben. ■

Sophie Reyer

Johannes Lau

Ludwig Lohmann



Khuê Pham erzählt in ihrem glänzend komponierten Debütroman von der Suche nach Identität und der eigenen Familiengeschichte. Ein vielschichtiges Porträt vietnamesischer Geschichte und Erfahrung vor dem Hintergrund des Vietnamkrieges.

ZWISCHEN DEN STÜHLEN

— VON SOPHIE WEIGAND

Als Onkel Sơn anruft, versteht Kiều ihn kaum. Ihr Vietnamesisch ist schlecht, der Kontakt zu den Verwandten in Amerika allenfalls sporadisch, der letzte Urlaub in Vietnam Jahre her. Kiều ist in Deutschland geboren und aufgewachsen und hat sich aus Rücksicht auf deutsche Hörgewohnheiten den Namen »Kim« gegeben. Der ist leichter zu merken und ihr so in Fleisch und Blut übergegangen, dass sie sich auch am Telefon so meldet. Mit »Kim« aber kann Onkel Sơn nichts anfangen. In aller Kürze steckt darin bereits ein wesentlicher Konflikt in Khuê Phams fantastischem Debütroman »Wo auch immer ihr seid«. Kiều geht es wie vielen Kindern einst nach Deutschland eingewanderter oder geflüchteter Eltern: Sie sitzt kulturell zwischen den Stühlen. Gefühlt weder ganz deutsch noch ganz vietnamesisch will sie dazugehören, ohne dafür einen Teil von sich aufgeben zu müssen. In Deutschland wird sie als Ausländerin gelesen, in ihrem Herkunftsland wäre sie eine Fremde. Ihre Heimat ist die namenlose Twilight-Zone zwischen den Identitäten.

Onkel Sơn ruft aus den USA an, weil Kièus Großmutter im Sterben liegt. Der nahende Tod der fernen Großmutter fungiert im Roman als Ausgangspunkt nicht nur für eine Amerikareise in der Erzählgegenwart, sondern auch für eine Reise in die familiäre Vergangenheit. Khuê Pham, ausgezeichnete Journalistin u. a. bei der »Zeit«, erzählt aus drei verschiedenen Perspektiven: der Kièus, ihres Vaters Minh und ihres Onkels Sơn. Das ermöglicht ihr, ganz verschiedene Erfahrungswelten abzubilden, die am Ende wie Mosaiksteine ein größeres Bild ergeben. Kièus Vater Minh wächst im südvietnamesischen Saigon auf und geht als der älteste Sohn 1967 zum Medizinstudium nach Deutschland, sein Bruder Sơn bleibt mit der Familie in Vietnam und erlebt dort 1975 das Ende des Vietnamkrieges und den Sieg der nordvietnamesischen Truppen.



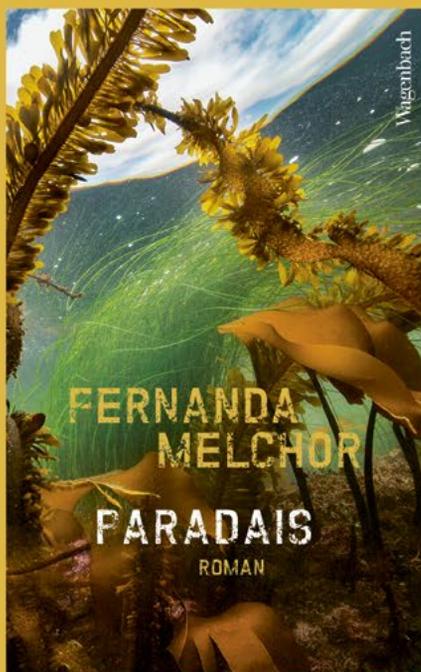
Khuê Pham
Wo auch immer
ihr seid
btb, 304 S.

Während der Vietnamkrieg im deutschen Gedächtnis eng mit den Protesten der Studentenbewegung verbunden ist, zeichnet Khuê Pham ein differenzierteres, brüchigeres Bild, in dem mitunter die Außen- und die Innenperspektive auf das Land kollidieren. Als Minh in Berlin auf Student/innen trifft, die sich mit Hồ Chí Minh solidarisieren, ist er verwirrt. Für ihn und seine Familie sind die Kommunisten bis dato Feinde gewesen, nun muss er sich den antiimperialistischen Kampf erklären lassen und als »vietnamesischer Bruder« eine Rolle ausfüllen, in der er sich zunächst sichtlich unwohl fühlt. Als die Bilder der amerikanischen Angriffe in Vietnam über die Fernsehbildschirme laufen, verändert sich sein Blick. Sơn hingegen erlebt den Sieg der nordvietnamesischen Truppen und die Unterdrückung der Bevölkerung aus nächster Nähe. Diese Vielstimmigkeit ist eine große Stärke des Romans, der die einzelnen Zeit- und Erzählebenen auf sehr gekonnte, ungezwungene Weise miteinander verbindet.

Kiều lebt in der Gegenwart mit einem familiären Erbe, von dem sie wenig weiß. Die Reise in die USA stellt für sie allerdings einen Wendepunkt dar, nicht nur in der Beziehung zu ihrer Familie, sondern auch bezüglich der eigenen Identität. Manches klärt sich und das deutlich ungezwungeneres Leben vietnamesischer Communities in den USA eröffnet Räume und Möglichkeiten der Selbstverortung, ohne die eigene Herkunft unsichtbar machen zu müssen. Khuê Phams Debütroman scheut die Komplexität seiner Themen nicht, ganz im Gegenteil. Er begibt sich mitten hinein und erzählt so selbstbewusst wie empathisch von der Suche nach der eigenen Geschichte: ein großer Gewinn! ■

»Ein hoffnungsloser Schulabbrecher wird Gärtner und trifft auf einen verwöhnten Sohn aus der Oberschicht mit haltlosen Sexfantasien: Fernanda Melchors düsterer Roman steckt voller brodelnder Gewalt und zerstörter Menschen. Harter Stoff.«

Maike Albath,
Deutschlandfunk Kultur



Fernanda Melchor Paradais
Quartbuch. Klappenbroschur. 144 Seiten
€ 18,- / € (A) 18.50
ISBN 978 3 8031 3338 0
Auch als E-Book erhältlich.

Kürzlich erschienen!

Wagenbach
www.wagenbach.de



Album der Toten

Ein Monument für äthiopische Kämpferinnen von literarischer Strahlkraft

Hirut, Aster, Kidane, Minim, Aklilu, Seifu, Tariku. Die Namen in »Der Schattenkönig« klingen für unsere Ohren unendlich fremd. Nur ein vertrauter blitzt durch: Haile Selassie, auch Teferi Mekonnen und Jan Hoy genannt: alles Namen des Königs der Äthiopier.

Der Abessinienkrieg, Einfall des faschistischen Italiens in Äthiopien und somit der letzte koloniale Feldzug – neben dem Algerienkrieg die mitunter blutigste militärische Auseinandersetzung in Afrika, bis zu 760.000 Äthiopier wurden ermordet –, ist ein bis dato noch relativ unbehandeltes Kapitel der Kolonialgeschichte. Mit großem Gestus bringt Maaza Mengiste dieses Kapitel nun ans Licht.

Dabei stützt sie sich zwar auf reale Begebenheiten: Etwa bildet sie den ungleichen Kampf zwischen schlecht ausgerüsteten äthiopischen Kriegern und der um 1935 bereits modernen europäischen Armee ab. Die Geschichte von Hirut, einem jungen Mädchen, das sich den Kämpfenden anschließt, in italienische Gefangenschaft gerät und dort auf den italienisch-jüdischen Fotografen Ettore trifft, ist jedoch fiktiv, wenn auch inspiriert von Mengistes Urgroßmutter, die denselben Namen wie Hiruts verstorbene Mutter trägt.

Die US-Amerikanerin Mengiste hat mit dem »Schattenkönig« ein Monumentalwerk geschrieben, eine Heldensage, deren Heldinnen die Seite an Seite mit den Männern kämpfenden äthiopischen Frauen sind. Im Duktus einer griechischen Tragödie, immer wieder von einem »Chor« und von Ettore Fotos als »Standbilder« unterbrochen, setzt sie ihnen ein literarisches, unheimlich poetisches Denkmal: gegen das Vergessen und gegen den Tod. ■

Katia Schwingshandl

In die Illegalität getrieben

Ernaux schreibt bestechend klar und nüchtern über ihren illegalen Schwangerschaftsabbruch 1963.

Obwohl ein Schwangerschaftsabbruch in Deutschland heute nicht mehr bedeutet, sich in Lebensgefahr begeben zu müssen, stellen Hindernisse wie der vieldiskutierte §219a noch immer einen Einschnitt in das Selbstbestimmungsrecht von Frauen dar. Annie

Ernaux erzählt in »Das Ereignis«, das Teil ihrer autobiografischen Reflektionen ist, von einer Zeit, in der Abtreibung in Frankreich illegal ist und damit betroffene Frauen zwangsläufig in traumatisierende Situationen getrieben werden. Selbst das Werben für Verhütungsmittel steht unter Strafe. Ernaux ist 23, als ihr ein Arzt die Schwangerschaft bescheinigt. Sie will kein uneheliches Kind austragen und sucht nach Hilfe, die ihr ärztlicherseits mehrmals verweigert wird. In ihrem gewohnt fast protokollarisch nüchternen Stil, immer begleitet von einer reflektierenden Metaebene, beschreibt Ernaux die Stigmatisierung und ihre Ohnmacht angesichts einer beinahe aussichtslosen Lage. Die Schwangerschaft vereinzelt sie

unweigerlich von Freund/innen und ihrem Umfeld, und ihr Zeiterleben teilt sich in ein Davor und Danach: »Ich lebte nicht mehr in derselben Welt.« Die Suche nach einer Lösung nimmt konspirative Formen an und führt über das Hinterzimmer einer Privatwohnung schließlich in die Notaufnahme. Ernaux' Schilderungen entfalten als unaufgeregte Bestandsaufnahme und dank ihrer präzisen Sprache eine ungeheure Wucht. Das jüngst in Polen beschlossene Abtreibungsverbot zeigt deutlich, dass einstige Errungenschaften nicht irreversibel sind. ■

Sophie Weigand



Maaza Mengiste
Der Schattenkönig
Ü: Brigitte Jakobeit, Patricia Klobusiczky
dtv, 576 S.



Annie Ernaux
Das Ereignis
Ü: Sonja Finck
Suhrkamp, 104 S.

Unschöne neue Welt

Von Kritik und Publikum gefeiert. Diese Dystopie sollte ernst genommen werden.

1999 legte Alain Damasio mit »La Zone du Dehors« (»Die äußere Zone«) sein Romandebüt vor, sein zweiter Roman »La Horde du Contrevent« (»Die Konterwindhorde«) wurde mit dem »Grand Prix de l'Imaginaire«, dem renommierten französischen Preis für fantastische Literatur, ausgezeichnet, ebenso wie »Les Furtifs« (»Die Flüchtigen«), soeben auf Deutsch erschienen.

Der Meister der Dystopie ist neben seiner Tätigkeit als Autor u. a. Musiker, Klangartist, Videospieldentwickler und pflegt – was sich auch in der deutschsprachigen Übersetzung klar ausweist – eine Sprache, die von der Beschäftigung mit virtuellen Welten beeinflusst ist; nicht ganz unsperrig im Lesefluss, aber vollkommen tauglich, um jene (zukünftigen) Szenarien deutlich zu machen, die beunruhigen. Wobei sich allerdings die Frage aufwirft, wie weit Damasio Fiktion bemüht, angesichts einer Welt, in der teilweise die Totalüberwachung des Individuums bereits Praxis ist, in der globale Armut, Gentrifizierung, epidemische und ökologische Katastrophen rasant Fahrt aufnehmen.

Eingekleidet in eine futuristische Story treibt Damasio in »Die Flüchtigen« seinen Schreibansatz, dem er das Aufgreifen gesellschaftspolitischer Realitäten zugrunde legt, die er konsequent weiterdenkt, auf eine brillante Spitze: radikale Kritik am gnadenlosen Turbokapitalismus. Anders formuliert: an einer Gesellschaftsform, in der nur noch die Wohlhabenden, die Lobbyisten, die Systemtreuen überleben. Ein hochpolitisches Buch, zu dem es auch einen Soundtrack gibt, entwickelt von Alain Damasio in Zusammenarbeit mit dem Komponisten Yan Pécin! ■

Die vergessenen Heldinnen

Marco Balzano erzählt vom harten Leben der Pflegerinnen.

Um ihren zwei Kindern eine gute Ausbildung und ein besseres Leben zu ermöglichen (ihr Mann ist arbeitslos), verlässt die Rumänin Daniela ihre Familie und geht als Altenpflegerin nach Mailand. Der Preis, den sie dafür zahlt, ist hoch. Die Arbeit ist körperlich und psychisch zermürend, ihre Kinder wollen nichts mehr von ihr wissen, ihr Mann verlässt sie, und was sie verdient, reicht gerade für Schule, Studium und die Reparaturarbeiten am Haus. Die Jahre vergehen, ohne dass sie etwas zurücklegen kann, und die Rückkehr nach Rumänien rückt in weite Ferne. Ein Unfall holt sie zurück ins Leben.

Der Italiener Marco Balzano (»Ich bleibe hier«) ist ein Autor von großem Feingefühl. Die transnationale Migrationstragedie, von der wir im Westen nur zu gern profitieren, ist durch die Pandemie ins öffentliche Bewusstsein gerückt. Osteuropäerinnen verlassen ihre Familien und Länder und übernehmen die Betreuung und Pflege unserer Kinder und Alten, die wir nicht leisten wollen oder können. Welche Wunden schlägt die Trennung in die Herkunftsfamilien? Welches Leid verantworten wir mit? Balzano gibt den vergessenen Heldinnen und ihren Angehörigen eine Stimme. »Wenn ich wiederkomme« schildert dieselbe Geschichte aus drei Perspektiven: der Danielas und der ihrer beiden Kinder. Voller Empathie, ehrlich und überaus bewegend erzählt Balzano von einem Massenphänomen unserer Zeit, von den Folgen der Überalterung im privilegierten Westen, von Identitätsverlust, Ausgrenzung und Entfremdung und von der Notwendigkeit des Sozialstaats. Schmerzlich schön. ■



Alain Damasio
Die Flüchtigen
Ü: Milena Adam
Matthes & Seitz,
900 S.



Marco Balzano
Wenn ich wiederkomme
Ü: Peter Klöss
Diogenes, 320 S.



Henning Mankell
Der Verrückte
Ü: Andrea Fredriksson-Zederbauer
Zsolnay, 512 S.

Draußen vor dem Wohlfahrtsstaat

Ein früher Henning Mankell: der großartige Sozialroman »Der Verrückte«

Ein kleiner Ort im Norden Schwedens, 1947. Während des Zweiten Weltkrieges befand sich unweit davon ein Lager, in das man in vorausseilendem Gehorsam die ortsansässigen Kommunisten internierte, die niemandem etwas getan hatten. Als Hitlers Niederlage abzusehen war, brannte man es rasch ab und ließ die Inhaftierten wieder frei. Täter und Opfer lebten nebeneinander weiter, als ob nichts gewesen wäre. Doch dann bricht einer der ehemals Gefangenen das kollektive Schweigen. Die verantwortlichen Kollaborateure sollen zur Rechenschaft gezogen werden. Doch die alten Seilschaften der ehemaligen Nazis sind lebendiger denn je. Als das Sägewerk brennt, muss ein Sündenbock her. Er ist in der Gestalt des nach dem Krieg zugezogenen »Fremden« und Kommunisten Bertil Kras (dem man Brandstiftung unterstellt) schnell gefunden.

Der 2015 verstorbene schwedische Bestsellerautor und Wollender-Erfinder Henning Mankell arbeitete in seinem Frühwerk ein lang verdrängtes Kapitel skandinavischer Geschichte auf. Zwar blieb Schweden während des Krieges neutral (um nicht in Kriegshandlungen verwickelt zu werden), doch das Land unterhielt starke Handelsbeziehungen zum »Dritten Reich« (Holz, Eisenerz). »Der Verrückte« ist ein großer Sozialroman, der alles enthält, was Mankells Œuvre auch später ausmachte: politische Gesinnung, Solidarität, Menschlichkeit, Spannung und einen souveränen Erzählton.

Das 1977 in Schweden erschienene Werk hat nichts von seiner Aktualität eingebüßt. Damit Geschichte sich nicht wiederholt, muss man sie zu Wort kommen lassen. ■

Sylvia Treudl

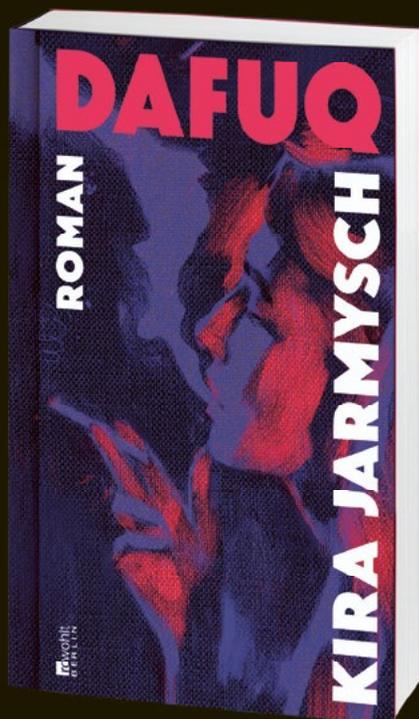
Dagmar Kaindl

Dagmar Kaindl



DIE FREIHEIT IST IM KOPE

Zart und cool, rau und zornig –
der fulminante Debütroman
von Kira Jarmysch, der Sprecherin von
Alexej Nawalny.



DIE JÄGER SIND DES HASEN TOD

Eine moderne Parabel über
Neoliberalismus, Burnout und
die Magie der Natur

VON CHRISTA NEBENFÜHR

»Als Diane eines Morgens aus unruhigen Träumen erwacht, befindet sie sich in ihrem Bett, und alles um sie herum ist wie immer« beginnt Mireille Gagnés Parabel »Häsin in der Grube« lapidar und unspektakulär. Diane soll möglichst eine Woche liegen bleiben, um ihren Organismus »an das Hasen-Genom, das sie sich freiwillig hat einpflanzen lassen, um endlich effektiver zu arbeiten und weniger zu schlafen«, zu gewöhnen. Kein Wunder, dass ihr das mit dem neuen Genom im Körper nicht gelingt. Der Erzählstrang über die Verwandlung der arbeitssüchtigen Diane ist von zoologischen Beschreibungen des – real existierenden – Schneeschuhhasen und Erinnerungen an Dianas Kindheit auf der – ebenfalls real existierenden – Kranichinsel (Isle-aux-Cranes) im kanadischen St.-Lorenz-Strom durchsetzt. Auf kaum mehr als hundert Seiten zeigt Mireille Gagné, was in der Literatur möglich ist: Realität mittels einer kleinen irrealen Idee zur Hyperrealität zuzuspitzen. Zudem bedient sich die bisher mit Lyrik und kurzen Prosatexten hervorgetretene Autorin eines ausgereiften Stils. Der französische Originaltitel »Der Schneeschuhhase« wird dem Text vielleicht gerechter, da er nicht mit dem Zeigefinger auf »die Moral von der Geschichte« deutet. Diese zu interpretieren bleibt den Lesenden vorbehalten. Etwa in der Schere zwischen Dianas Hasen jagendem Vater und einem geheimnisvollen Jungen, der vorübergehend auf der Insel lebt und Hasen schützt und rettet. Keiner der beiden wird diffamiert. Die Welt ist vielschichtig. ■

Mireille Gagné
Häsin in der Grube
Ü: Birgit Leib
Wagenbach, 120 S.





In der Abgeschiedenheit russischer Wälder wird das Hörbare (und Unhörbare) mit der Vergangenheit verknüpft.

DIE STILLE UND DER TON

— VON CHRISTA NEBENFÜHR

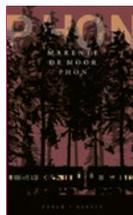
Die Zoologin Nadja lebt mit ihrem wesentlich älteren Ehemann und Berufskollegen Lew in einem verlassenen Dorf in den russischen Wäldern, dessen Einwohnerzahl in offiziellen Statistiken mit 0 angegeben wird. Ihr Kontakt zur Außenwelt ist marginal, die Natur erobert sich nicht nur verlassene Gebäude in der Nachbarschaft, sondern auch Lews und Nadjas Haus allmählich zurück. Einzig zu ihrem in der nahen Stadt Welikije Luki lebenden Sohn Dimka haben die beiden gealterten Menschen noch verbindlichen Kontakt – wenn der Handyempfang funktioniert, was keineswegs immer der Fall ist. Die Beschreibung dieses isolierten Lebens, mit nur teilweise funktionstüchtigen Artefakten einer abgewanderten Zivilisation und einigen Tieren, die versorgt werden müssen, erinnert stellenweise frappant an Marlen Haushofers Roman »Die Wand«. Haushofers Protagonistin wird im Zuge eines Wochenendausflugs zu einer Jagdhütte über Nacht von einer gläsernen Wand umschlossen, innerhalb derer sie sich einer mehrjährigen Robinsonade mit ungewissem Ausgang stellen muss. Die Isolation von Marente de Moors Erzählerin Nadja entsteht langsam durch den Niedergang der Region, das Altern und einen immer größeren inneren Abstand zum modernen urbanen Leben. Ideologische und materielle Relikte aus der Sowjetzeit kehren in ihren Gedanken ebenso wieder wie die Erinnerung an das »Jahr, an das ich mich lieber nicht erinnere«. Dieses Jahr liegt nicht so weit zurück und die Geschehnisse werden assoziativ in Bruchstücken preisgegeben. Das ist, wenn man so möchte, der erzählerische Trick, um über 336 Seiten die Spannung zu halten, auch wenn die Wahrnehmungen und Gedankengänge Nadjas über die Rätselhaftigkeit der anderen und ihr Zynismus über die untergegangene Diktatur wesentlich mehr fesseln.

Die niederländische Schriftstellerin Marente de Moor, eine der beiden Töchter der Erfolgsautorin Mar-

griet de Moor, lebte in den 1990er-Jahren acht Jahre als Korrespondentin für De Groene Amsterdammer in St. Petersburg und hat nach ihren Angaben selbst einmal einige Zeit in einem verwaisten Bärenschutzgebiet in Westrussland verbracht.

Legitimiert sie das, einen Roman aus der Sicht einer Russin zu verfassen, welche die Sowjetära noch hautnah miterlebt hat, könnte man fragen? Wäre es legitim, wenn die Autorin sich von Marlen Haushofers berühmten Roman, der längst ins Niederländische übersetzt ist, inspirieren hat lassen, könnte man fragen? Ohne diese Fragen zu beantworten, muss darauf hingewiesen werden, dass die nicht unberechtigten Reflexionen und Analysen bezüglich Urheberrecht und Identität nicht dazu führen sollten, Bücher wie »Phon« ins Zwielficht zu rücken. Mit dem Titel »Phon« ist übrigens das Hintergrundrauschen des Lebens gemeint, wie an einer Stelle erläutert wird. Aber auch ein seltsames Phänomen irritiert Lew und Nadja: Ein seltsames ohrenbetäubendes Geräusch. »Der erste Laut, träge und kolossal, zieht von Osten nach Westen durch den Luftraum. Als würde Gott mit Möbeln rücken. Darauf folgt Stille, ich weiß jetzt schon, dass sie nicht lange dauern wird. Etwas baut sich auf, schwillt an. Ein rostiges Jaulen rast diesmal über unsere Köpfe hinweg, eine Tonlage tiefer.«

Marente de Moors vierter Roman ist dem Hören und den Geräuschen gewidmet, so wie ihr dritter, »Roundhay, tuinscène«, dem Licht. Auf diesen Hintergrundfolien tänzelt ihre Sprache virtuos über gekonnt gesetzte Auslassungen und Verdichtungen, die über das Erzählte hinaus eine Atmosphäre schaffen, der man sich kaum entziehen kann. ■



Marente de Moor
Phon
Ü: Bettina Bach
Hanser, 336 S.



Die Klosterbibliothek im Palácio Nacional de Mafra in Lissabon gilt einigen als die schönste Bibliothek der Welt. Zum Schutz vor Insektenbefall werden in der Bibliothek 500 Fledermäuse gehalten.

IMMER WEITER UMBLÄTTERN

Vom Buch im Buch: Bücher, die die Buchkultur von verschiedenen Seiten beleuchten, liegen immer im Trend. Wie wird sich das Medium Buch in Zukunft wandeln? Wird es weiterhin gedruckte Bücher geben? Welche Gefahren drohen ihm? Über das, was uns alle verbindet: die Liebe zum Buch.

— VON KATIA SCHWINGSHANDL

WIE MAN AM BESTEN IN BÜCHERN VERSCHWINDET

Bücherliebende wissen Bescheid: Über der perfekten Lektüre zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort zu versinken verheißt ein Glück, das weniger buchaffine Menschen nur schwer nachvollziehen können. Das beschrieb schon Charlotte Brontë in *Jane Eyre*: »Ich stieg auf den Sitz in der Fenstervertiefung, zog die Füße nach und kreuzte die Beine wie ein Türke; dann zog ich die dunkelroten Moiree-Vorhänge fest zusammen und saß so in einem doppelten Versteck.« Nicht selten sind Protagonist/innen in Büchern selbst buchaffin, das Buch im Buch als manchmal mehr und manchmal weniger versteckte Liebeserklärung ist ein beliebtes Motiv. Meine persönliche lesende Lieblingsheldin ist die kleine Francie in Betty Smiths »A Tree Grows in Brooklyn«, die sich im New York Anfang der 20. Jahrhunderts mit dem Lesen die Welt erobert und am liebsten in einer ausladenden Baumkrone mit einem Buch in der Hand die Füße baumeln lässt.

Autorin und Literaturkritikerin Annemarie Stoltenberg wiederum kann dem Lesen im Zug das Meiste abgewinnen. Denn da sei man herrlich von allen Pflichten entbunden, man dürfe dazwischen dösen, nachdenken, in Gedanken versinken – oder sich komplett dem Buch hingeben, schreibt Stoltenberg in ihrer Hommage ans Lesen. In der Einleitung zu dem Band »Magie des Lesens«, in dem sie literarische Stimmen zum Thema Lesen versammelt, sinniert sie spielerisch leicht über ihre persönliche Lese-geschichte – und regt damit zum Schwelgen in eigenen Erinnerungen an. Wer erinnert sich nicht gerne daran, wie man zum Lesen gefunden hat, an die ersten Bücher, die man verschlungen hat, und die vielleicht nach wie vor

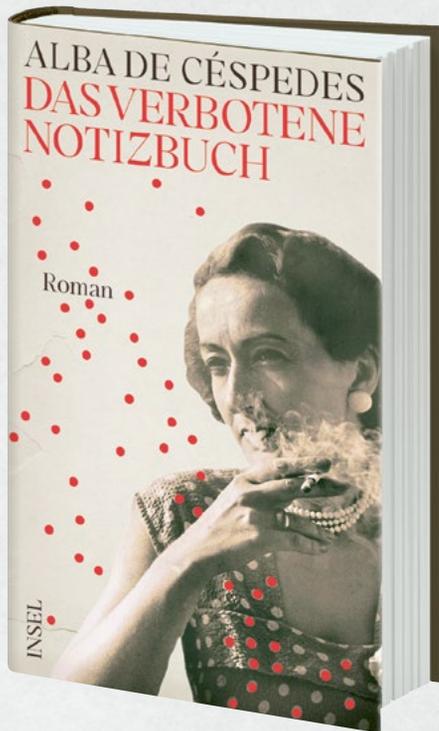
im mittlerweile erwachsen gewordenen Bücherregal stehen? Und wer kennt sie nicht, die Bücher, die Geborgenheit schenken und so über Einsamkeit hinweghelfen? Für Stoltenberg bedeuten Bücher Wärme und Zuwendung, schreibt sie, auch dank der Bibliothekarin in der öffentlichen Bücherei, die ihnen als Kinder regelmäßig vorlas.

Auch der Band »Dein Bücherregal verrät dich. Momente, die du nur kennst, wenn du Bücher liebst« von Grant Snider greift die Exklusivität solcher Buchmomente auf, die nur bibliophilen Insidern vertraut sein dürften. In einer Vielzahl kleiner Cartoons erzählt er in aller Kürze entzückende Bildgeschichten rund ums Thema Buch. So erfährt man etwa, warum Lesen gefährlich sein kann: Bücher können so dick sein, dass man von ihnen erschlagen wird (oder beim Lesen die Armmuskeln strapazieren), und dass Lesen während des Überquerens einer Straße ebenfalls eine Gefahrenquelle ist (das können vermutlich auch Smartphonebesitzer/innen bestätigen) – und manche Bücher sind generell schwer verdaulich, liegen lange im Magen und gefährden damit die (mentale) Gesundheit. Snider zeigt, dass die Liebe zu Sprache und Buch keine Grenze kennt, ob lesen, ob schreiben, ob Sprachgenie oder Büchersammler/in – alles ist miteinander verwoben. Über seine humorvollen Illustrationen lacht man am besten gemeinsam, Schriftsteller und Comicautor Snider hat das perfekte Geschenkbuch für alle Büchernarren und -närinnen geschaffen.

In einem Buch versinken und die Welt rund um sich herum vergessen: Die Kulturpraxis der »Privaten Lektüre«, so wie wir sie pflegen und als entspannende Gewohnheit schätzen, ist übrigens noch verhältnismäßig neu. In den meisten Sprachen bedeutete das Wort »lesen« zunächst ►

Endlich wiederentdeckt

Eine der wichtigsten
europäischen Autorinnen
des 20. Jahrhunderts



Aus dem Italienischen von Verena von Koskull
Roman. Gebunden. 302 Seiten. ca. € 24,-

Elena Ferrante nennt es ein
»Buch der Ermunterung«,
für viele Generationen war es
ein Schlüsselroman weiblicher
Identität: fesselnd, intim
und zeitlos.

INSEL

www.insel-verlag.de

noch »laut vortragen«. Den längsten Teil der Menschheitsgeschichte wurden Bücher laut vorgelesen, vermutlich auch deshalb, weil sie schwer zugänglich waren. Die Idee des Lesens als Quelle der Innerlichkeit und Reflexion ist also relativ jung. Ebenfalls nicht zu vergessen: Erst seit etwa 1900 ist die Bevölkerung in Europa mehrheitlich alphabetisiert, das Lesen ist auch immer eine Frage der Sozialisation. Besaßen Ihre Eltern vollgestopfte Bücherregale? Oder haben Sie sich Ihren Zugang zu Büchern erkämpfen müssen? Wie auch immer sich Ihre eigene Lesegeschichte gestaltet, allzu leicht tendieren wir dazu, sie zu verklären, das selbstvergessene Blättern in unseren geliebten Lektüren zu mystifizieren. Auch Annemarie Stoltenberg zögert in ihrer enthusiastischen Einleitung kurz. Ob sie zu romantisch sei, fragt sie am Ende – rhetorisch, versteht sich. Und antwortet gleich selbst darauf: »Wer weiß. Aber fest steht, dass Kinder, die alle Buchstaben und Entzifferungsregeln gelernt, das verborgene Leben der Wörter erfasst und die verschiedenen Verständnisprozesse ins Rollen gebracht haben, eine neue Welt erobert und die Erfahrung machen, dass Lesen Gefühle hervorrufen kann.«

ES WAR EINMAL EIN BUCHHÄNDLER ...

Auch das Buch als bloßes Objekt kann offenbar tiefe Gefühle auslösen, stellt der britische Buchhändler Martin Latham fest. Er habe schon des Öfteren Kund/innen dabei beobachtet, wie sie gedankenverloren Bücher liebkost haben, Bücher werden gestreichelt, an ihnen wird geschnuppert – die Liebe zu ihnen kann abstruse Züge annehmen. Er zitiert in seinem sein Dasein als Buchhändler krönenden Werk »Vom Glück zu lesen« (dessen englischer Titel »A bookseller's tale« den Inhalt und die Atmosphäre darin ein wenig besser trifft) Virginia Woolf, die sogar von einem »sexuellen Wechselspiel« mit Büchern spricht. Latham schreibt sehr ausführlich, man merkt ihm wie auch Stoltenberg die große Leidenschaft

an, die ihn der Zufall hat entdecken lassen und die ihn schließlich in der Buchhandlung »Waterstones« in Canterbury zu einer Art Institution hat werden lassen. »Buchhändler«, schreibt Latham, »sind ein flexibler Menschenschlag, weder Profis eines speziellen Fachs noch Proletarier: Sie verwandeln sich täglich von Literaten in Kassierer und ganz häufig in Betreuungskräfte.« Auch einen angenehmen Nebeneffekt des so vielfältigen Berufes Buchhändler/in liest man ihm deutlich an: Man wird mit den Jahren belest und bleibt dennoch stets offen, Neues dazuzulernen. Latham plaudert aus seinem prall gefüllten Nähkästchen, und man versteht rasch: Sein Buch musste er schreiben, um nicht zu platzen vor lauter Geschichten.

Eine seiner Theorien, die sich in seinem Buch wiederfindet, ist jene, dass jede/r Leser/in so etwas wie ein »Trostrbuch« habe, ein Begriff, den er nicht unweit vom »Lieblingsbuch« ansiedelt, der aber noch ein wenig mehr meint. Denn die Entdeckung eines Trostrbuches sei wie sich zu verlieben. »Mit Trostrbüchern stehen wir das »Grauen des Lebens«, wie Nietzsche es nannte, besser durch.« Oder wie Montaigne es beschrieb: »Lieblingsbücher sind die beste Munition für die menschliche Lebensreise.« Das Lieblings-trostrbuch seiner Kund/innen war übrigens lange Zeit Hesses Siddhartha, dann wurde es abgelöst: von »Der Alchimist« von Paulo Coelho. Ganz wichtig dabei auch: Für Trostrbücher darf man sich nicht schämen! Kein Buch ist peinlich, lautet die beruhigende Botschaft. Eine nicht weniger wichtige Botschaft betrifft die Kunst der Empfehlungen, die er wahrlich perfektioniert hat. Unaufdringlichkeit sei hier der Schlüssel, berichtet er. Mit allzu enthusiastischen Lobhudeleien sei das Gegenüber nur eingeschüchtert, das eigene Urteilsvermögen nicht mehr gefordert. Schlägt man es dagegen vorsichtig vor und lässt so genügend Entscheidungsspielraum, könne das viel eher die Neugier wecken. Vielleicht war es diese Empfehlungstechnik, mit der Latham »innerhalb von sechs Wochen

Buchkultur

drei Exemplare des ›Atlas of Britain and Ireland's Larger Moths‹ für neununddreißig Pfund« verkauft hat?

Ebenfalls eine Ausbildung zur Buchhändlerin hat Ursula Töller gemacht, wenn auch sie ihren beruflichen Schwerpunkt zuletzt eher auf ihre Arbeit als Dozentin und Wissenschaftlerin verlagert hat. In »Buchhandel. Da, wo wir Bücher kaufen«, einem etwas unglücklich redundanten Titel für ihre schmale Abhandlung, zeichnet sie in einem spürbar distanzierteren Ton als Latham die Geschichte des Buchhandels mit all ihren Verästelungen nach. Generell wirkt ihre Einschätzung etwas düster, von der noch so jungen Digitalisierung werde die »Buchkultur«, wie sie schreibt, aus den Angeln gehoben, und man spürt ihre Besorgnis die Zukunft betreffend. Recht informativ, wenn auch knapp ist dieser Band gestaltet, sie führt ihre Leser/innen durch die historischen Meilensteine, die den Buchhandel nachhaltig geprägt haben. Etwa erklärt sie anschaulich, wie die Beziehung von Verlagen zum Handel sich durch die Entwicklung ersterer hin zu »Verlagskonzernen« gewandelt hat: Rund um die Erfindung des Buchdrucks im 15. Jahrhundert befanden sich stationärer Verkauf und Verlag zumeist noch in einer Hand, nicht selten wurde an diesen Orten auch Wein ausgeschenkt. Was heutzutage wieder in Mode kommt, die Kombination Café, Bar und Buchladen ist, so gesehen, also eine Rückwendung zur Grundidee.

Die gegenläufige Tendenz jedoch hin zu großflächigen Buchhandlungen, die die kleineren immer weiter verdrängen, geht Töllers Beobachtung zufolge Hand in Hand mit der immer brüchiger werdenden Verbindung von Handel und Verlagen. Durch den Verlust des direkten Kontaktes habe sich einerseits, sofern es sich nicht um unabhängige Verlage handelt, die Rolle des Verlegers grundlegend geändert: »Verleger sind nicht mehr länger Vermittler zwischen Autoren und Buchhandel, sondern eher ›Manager einer Buchfabrik‹ und nicht mehr Vertraute ihrer Autoren, Anwälte ihrer Bücher.« Viele Leserinnen und Leser wüssten in der Folge auch gar nicht mehr, aus welchem Verlagshaus das Buch, das sie in Händen halten, stamme. Was der ehemalige Leiter des Rowohlt Verlags Fritz J. Raddatz gesagt hatte: »Der wahre deutsche Verleger muss Vater und Mutter sein, Amme und Zuchtmeister, Gläubiger und Fordernder, Duellant und Sekundant, Beichtvater und Ministrant, Heiliger und Hurenbold«, ist ein Ideal, von dem wir uns laut Töller immer weiter entfernen. Dafür flüchtet sich das Lesepublikum in den Großbuchhandlungen in die Anonymität, dorthin, wo die Schwelle weniger hoch ist, wo aber auch die eigenen Kaufinteressen von Werbestrategien gelenkt werden und schon im Einkauf entschieden wird, wie die zu verkaufenden Bücher strategisch platziert werden. Dies mache das Angebot wahllos und unübersichtlich. Von dieser Schwelle spricht auch Daniel Kehlmann, den Töller zitiert und der das Dilemma der Buchhandelskund/innen auf die Spitze treibt: »Ich liebe ja die ganz kleinen Buchhandlungen. (...) Die winzigen Geschäfte, in denen der Besitzer jeden Kunden persönlich anspricht, voll Leidenschaft, voll Sendungsbewusstsein (...) Ich bin froh, dass es die noch gibt. (...) Aber ich gehe da nicht gerne hin. (...) Ich will eigentlich nicht, dass mich jemand anspricht.«



Aus: Grant Snider: Dein Bücherregal verrät dich

Wie auch immer man die Richtung, die der Buchhandel einschlägt, beurteilen möge – ob man lieber ungestört in einem riesigen, aber durchgetakteten Sortiment stöbert, oder lieber in unabhängigen kleineren Buchgeschäften nach einem Glücksfund wühlt – Ursula Töller trifft mit ihrem Fazit einen wichtigen Punkt: Buchhandlungen sind die letzten verlässlichen Orte, die die Lesenden mit den Schreibenden verbinden. Oft sogar unwissentlich, wie Martin Latham in einem seiner Schwenks erzählt: Umberto Eco hatte sich regelmäßig geweigert, in seiner Buchhandlung »Waterstones« zu lesen. Stattdessen äußerte er auf erneute Nachfrage den Wunsch, selbst einmal hinter dem Tresen zu stehen und für einen Tag den Beruf Buchhändler auszuüben. Gesagt, getan: Kaum jemand erkannte den italienischen Schriftsteller und Philosophen, und Eco hatte einen Riesenspaß.

DER BERUF SCHREIBEN ALS UNLÖSBARER ZWIESPALT

Doch wie empfinden Autor/innen selbst diesen Wandel? Carolin Amlinger teilt die Befürchtung Töllers, dass die Zukunft des (gedruckten) Buches unsicher sei, nicht. Das Ende der »Buchkultur« sei nicht zu befürchten, schreibt sie. Was hingegen durchaus stark in Veränderung begriffen ist, ist die Kulturpraxis des Schreibens. Das 800 Seiten starke Werk »Schreiben. Eine Soziologie der literarischen Arbeit« der Wissenschaftlerin war zugleich auch ihre Dissertation. Sie spürt dem Schreiben im Spannungsverhältnis zwischen kreativem Drang und legitimer Erwerbsarbeit im Sinne des »Ästhetischen Wirtschaftens« nach. »Literarisches Arbeiten wird hier als eine soziale Tätigkeit interpretiert, die sich nicht losgelöst von den gesellschaftlichen Beziehungen und Strukturen, in die sie eingebettet ist, erschließen lässt.« Warum tun sich viele Schreibende so schwer, sich selbst die Berufsbezeichnung Autorin zu geben? So lautet die Ausgangsfrage Amlingers. Um das herauszufinden, ►

recherchierte sie gründlich und interviewte dafür 18 Autor/innen. Die berufliche Laufbahn von Schriftsteller/innen gleiche insofern einer zweiseitigen Straße, schreibt sie über den Schriftstellerberuf. Während auf der einen Seite der Weg von professionellem Pragmatismus und Erwerbsinn geebnet werde, stehe auf der anderen Seite immer die tiefe Sehnsucht zum Schreiben. Einerseits also muss das Geschriebene vermarktfähig sein – ein heute so gut wie unumgängliches Merkmal –, andererseits müssen die Schreibenden das, was sie aufs Papier bringen, auch mit Begeisterung schreiben. Viele Autor/innen, die Amlinger interviewt hat, haben sich mit diesem Zwiespalt schon lange abgefunden. Sie üben den Beruf, der im engeren Sinne gar keiner ist, weil er viel zu sehr auf das Leben übergreift, so die Soziologin, immer im Wissen aus, dass er sie nie ausreichend finanzieren wird. Dieses daraus entstehende Spannungsfeld zeichnet Carolin Amlinger gelungen nach und leistet damit einen wichtigen Beitrag zum (Selbst-)Verständnis von Schreibearbeit.

... WO DIE BÜCHER ZU HAUSE SIND

Auch James W. P. Campbell lässt seinen prächtigen Bildband »Bibliotheken. Von der Antike bis heute« mit der häufig vernommenen Befürchtung einsetzen, dass Bücher durch Bestrebungen der Digitalisierung bald aussterben würden. Dem weiß er jedoch entgegenzusetzen: Heute erscheinen mehr Bücher als je zuvor! 2010 wurden in Großbritannien 229 Millionen Bücher verkauft. Selbst wenn der Trend zum Digitalen also in naher Zukunft Auswirkungen

auf die Buchbranche hätte, brauchen all die zur Zeit noch in Hülle und Fülle erscheinenden Bücher Platz. Genau diesem Platz widmet sich Campbell auch, gemeinsam mit dem Fotografen Will Pryce hat er 82 Bibliotheken in 21 Ländern besucht. Österreich ist mit seinen barocken Bibliotheken wie dem Prunksaal der Nationalbibliothek in Wien oder den Stiftsbibliotheken in Melk und Admont vertreten. Dabei geht Campbell ausdrücklich näher auf praktische Aufbewahrungsdetails ein: »Die Geschichte der Bibliothek ist eben auch eine Geschichte des Wechselverhältnisses zwischen der Form des Buches und der Form seiner Lagerung.« Wer tiefer in die Geschichte der dort bewahrten Bücher eintauchen will, ist woanders besser aufgehoben. Campbell erzählt mitunter von zwei der wichtigsten Bibliotheken der Antike, der des Assurbanipal in Ninive, in der etwa Abschriften des Gilgamesch-Epos gefunden wurden, aber auch der wohl berühmtesten und sprichwörtlich gewordenen Bibliothek von Alexandria. Deren Aufgabe war es, alle Schriften der griechischen Welt zusammenzutragen. Wenn auch Gelehrte dort ein- und ausgingen, wichtige Schriften wie die erste griechische Übersetzung des alten Testaments aus dem Hebräischen, die Septuaginta, hier entstanden sein sollen: Öffentlich im heutigen Sinne war sie nicht. Wahrscheinlich waren es die Römer, die die ersten öffentlichen Bibliotheken – manche davon in Thermen – errichteten. Auch mit eurozentristischen Vorannahmen räumt Campbell dankenswerterweise auf. Etwa über die Erfindung des Buchdrucks: »Die Existenz von Holzdruckstöcken bereits 440 Jahre vor

Es mag reizvoll erscheinen, nach dem Menschen zu forschen, auf den der Buchdruck zurückgeht, doch eine solche Person hat vermutlich nie gelebt.



James W. P. Campbell

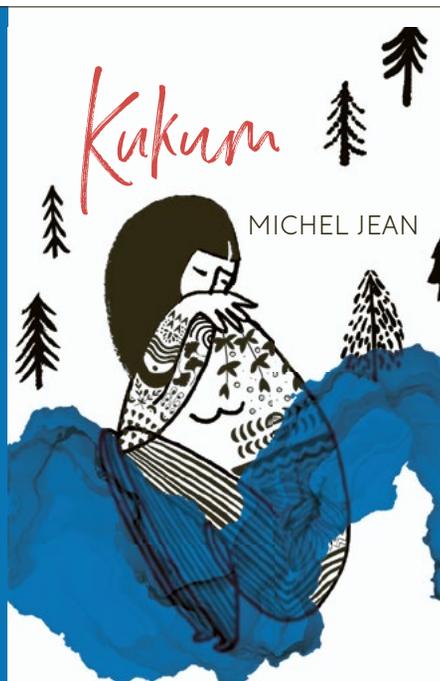
Michel Jean

Geboren 1960, ist Innu aus der Gemeinde Mashteuiatsch am Lac Saint-Jean (Québec). Nach einem Studium der Geschichte und Soziologie arbeitet er seit 1988 als Journalist und Moderator für den französisch-kanadischen Fernsehsender Radio Canada Info und, seit 2005, für TVA Nouvelles. Er ist mit sieben Romanen einer der wichtigsten indigenen Autoren Québecs. Nach Amun (2016) veröffentlichte er unter dem Titel Wapke (Morgen) im März 2021 eine zweite Anthologie mit dystopischen Erzählungen von 14 indigenen Autorinnen und Autoren aus Québec.

Michael von Killisch-Horn

Geboren 1954 in Bremen. Er studierte Romanistik, Germanistik und Deutsch als Fremdsprache in München und arbeitet als Übersetzer aus dem Französischen und Italienischen. Seit einem dreimonatigen Aufenthaltsstipendium 2013 in Montréal interessiert er sich auch verstärkt für die Literatur Québecs und verbringt jedes Jahr mehrere Wochen in Montréal. Im Herbst 2020 erschien ein von ihm herausgegebenes Heft der Literaturzeitschrift die horen mit aktueller Literatur aus Québec.

220 Seiten, gebunden, EUR 21,00
ISBN 978-3-99029-470-3
Erscheinungstermin: Oktober 2021



Michel Jean erzählt in Kukum die Geschichte seiner Urgroßmutter Almanda Siméon, die 97 wurde. Als Waise von Pflegeeltern aufgezogen, lernt sie mit fünfzehn den jungen Innu Thomas Siméon kennen, verliebt sich trotz der kulturellen Unterschiede sofort in ihn, sie heiraten, und Almanda lebt von da an mit dem Nomadenstamm, dem er angehört, lernt seine Sprache, übernimmt die Riten und Gebräuche der Innu von Pekuakami und überwindet so die Barrieren, die den indigenen Frauen auferlegt werden.

Anhand des Schicksals dieser starken, freiheitsliebenden Frau beschreibt Michel Jean auch das Ende der traditionellen Lebensweise der Nomadenvölker im Nordosten Amerikas, deren Umwelt zerstört wurde und die zur Sesshaftigkeit gezwungen und in Reservate gesperrt wurden, ohne Zukunftsperspektive, ein Leben geprägt von Gewalt, Alkohol und Drogenkonsum.

Der Roman wurde im Herbst 2020 mit dem Prix littéraire France-Québec ausgezeichnet.

„Ich spüre in mir die Verantwortung, unsere Geschichten zu erzählen, die der Innu und der Mitglieder der Ersten Völker. Denn sie kommen praktisch nirgends vor. In den Geschichtsbüchern nehmen sie nur wenig Raum ein. In Nordamerika beginnt die Geschichte mit der Ankunft von Christoph Kolumbus 1492, diejenige Kanadas mit Jacques Cartier 1534. Aber wir leben hier seit 15 000 Jahren. Wenn wir unsere Geschichten nicht erzählen, wer dann?“

Johannes Gutenberg verweist auf den enormen kulturellen und technologischen Vorsprung Koreas, Chinas und Japans gegenüber Europa. Die Tripitaka Koreana ist ein Beispiel von vielen. Es mag reizvoll erscheinen, nach dem Menschen zu forschen, auf den der Buchdruck zurückgeht, doch eine solche Person hat vermutlich nie gelebt.« Ebenfalls mehr Märchen als Realität ist die Vorstellung riesiger mittelalterlicher Klosterbibliotheken, wie Umberto Eco's »Der Name der Rose« sie in unsere Fantasie eingepflanzt hat: »Tatsächlich verfügten die bedeutendsten Klostersammlungen des Mittelalters im 12. Jahrhundert dagegen gerade einmal über etwas mehr als 1000 Bücher, nur in Ausnahmefällen waren es mehr als 500, meist sogar weniger als 100.« Die wirklich bedeutsamen Sammlungen befanden sich zu jener Zeit in der islamischen Welt.

AUF ZUR RETTUNG DER BÜCHER!

Die Bücher in den Bibliotheken des Mittelalters waren zumeist angekettet; sie waren zu wertvoll, um sie ohne Weiteres auf den Lesepulten liegen zu lassen. Dabei war und ist Diebstahl bis heute lange nicht die größte Gefahr, die Büchern in Bibliotheken droht. Die größten Feinde von Schriftrollen und Büchern waren seit jeher »Staub, Feuchtigkeit, Schimmel, Insekten, Nager, Diebstahl und Feuer«, wobei Feuer von all jenen der verheerendste ist – wie erst unlängst die vom Feuer zerstörte Jagger-Bibliothek in Südafrika zeigte (siehe *Mirabilia*, BK 197). Dagegen ließen sich die Bibliotheken so manche Strategie einfallen, etwa blieben aufgrund der Brandgefahr viele über lange Zeit ungeheizt. In Mafra in Portugal hausten seit dem 18. Jahrhundert Fledermäuse in der Bibliothek, die jene Insekten fressen, die andernfalls die Bücher fressen würden.

Von Gefahren anderer, weniger offensichtlicher Art, berichtet der Bibliothekar der renommierten Bodleian Library in Oxford, Richard Ovenden. Die Lektüre von »Bedrohte Bücher«, einem hoffentlich bald zum Klassiker avancierenden großartigen Band aus dem Suhrkamp Verlag, ist die optimale Ergänzung zu Campbells Vertiefungen der Architekturen bemerkenswerter Bücherhallen. Die manchmal in subtilem Gewand gekleideten Gefahren für das gedruckte Buch sind ideeller Natur, die propagandistischen Bücherverbrennungen 1933 rangieren hier vermutlich weit oben auf der Bekanntheitskala. Weniger bekannt ist hingegen der Bibliothekar des englischen Königs Heinrich VIII., John Leland, der gerade noch rechtzeitig große Bestände der Klosterbibliotheken auf der Insel erfassen konnte – denn im Zuge der Reformation wurde ein großer Teil wertvoller Bücher vernichtet. Auch Thomas Bodley, der Begründer der Bodleian Library, rettete eine Vielzahl an Büchern. Ovenden schreibt: »Francis Bacon, der größte englische Denker seiner Zeit, beschrieb Bodleys Beitrag – die Schaffung der Bibliothek, die bis heute seinen Namen trägt – als ›Arche, um Gelehrsamkeit vor der Sintflut zu retten‹. Die Sintflut, die Bacon meinte, war natürlich die Reformation.«

Eine andere »Gefahr« geht wiederum von den Autor/innen selbst bzw. von ihren Angehörigen und Freunden aus. Ted Hughes, Ehemann von Sylvia Plath, vernichtete einen Teil ihrer Tagebücher und hatte dabei vornehm-

Annemarie Stoltenberg

Magie des Lesens

Reclam, 224 S.

Grant Snider

Dein Bücherregal verrät dich

Penguin, 128 S.

Martin Latham

Vom Glück, zu lesen

DuMont, 432 S.

Ursula Töller

Buchhandel. Da, wo wir

Bücher kaufen

Wallstein, 80 S.

Carolin Amlinger

Schreiben

Suhrkamp, 800 S.

James W. P. Campbell

Bibliotheken. Von der Antike

bis heute

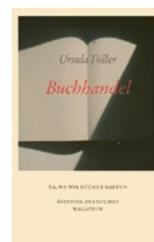
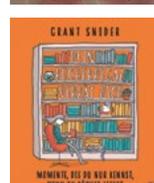
wbg, 328 S.

Richard Ovenden

Bedrohte Bücher. Eine Geschichte der Zerstörung und

Bewahrung des Wissens

Suhrkamp, 416 S.



lich die Privatsphäre von sich und seinen Kindern im Sinn. Lord Byrons Freunde beschlossen, zur Wahrung seines Rufes seine Memoiren zu vernichten. Und Franz Kafka hinterließ seinem Freund Max Brod Anweisungen, so gut wie alle seiner Werke zu verbrennen – dieser haderte lange, entschied sich jedoch bekanntlich glücklicherweise dazu, ihm nicht zu gehorchen. Auch Zerstörungen von Bibliotheken als Folge von Kriegen sind nicht untypisch, symbolisieren Bibliotheken doch die Gesamtheit und Geschichte einer Kultur. Die Zerstörung der Bibliothek von Sarajevo im Zuge der Belagerung 1992 durch Serbien war also gleichbedeutend mit dem Versuch der Auslöschung der muslimischen und kroatischen Kultur vor Ort.

Mit der zunehmenden Digitalisierung und mit der wachsenden virtuellen Welt nehmen die Themen Archivierung und Sammlung, deren Rettung sich Ovenden verschrieben hat, neue Ausmaße an. Die »Bewahrung von Wissen« wird vielfältiger, kniffliger – nie aber weniger bedeutsam. »Bei der Bewahrung von Wissen geht es im Grunde nicht um die Vergangenheit, sondern um die Zukunft. In den antiken Bibliotheken Mesopotamiens gab es überwiegend Texte, die sich mit Zukunftsvorhersagen befassten.« Sollte die Verlässlichkeit solcher Orte des Wissens abnehmen, so sieht Ovenden die Wahrheit selbst in Gefahr. Das wird, um diesen Hinblick auf die Zukunft aufzugreifen, die Herausforderung der kommenden Jahrzehnte: neue Arten des Sammelns und der Überblickbarkeit einer ins Unendliche ausfransenden Digitalisierung zu etablieren. Anstatt um das gedruckte Buch selbst dürften sich Buchliebhaber/innen also in Zukunft darum sorgen, Bibliotheken als Orte der Wissensbewahrung zu verteidigen und zu erweitern – denn nur so kann eine Gesellschaft funktionieren. ■



DER ROMAN ALS ORGANISMUS

Traumartig surreale Bilder berichten von Liebe, Tod und Leben in einer zerfallenden Welt.

VON SOPHIE WEIGAND

Gebäude und Orte, die auftauchen und wieder verschwinden, Schlafwandler, die durch die Nacht streifen, Antiquitäten als lebendige Organismen, zwielichtige Informanten und geheime Tunnelnetze unterhalb einer namenlosen chinesischen Stadt: Can Xues »Liebe im neuen Jahrtausend« sprüht vor Einfallsreichtum und lebt von seiner traumartig verzerrten Atmosphäre.

Eine Handlung im klassischen Sinne gibt es in diesem Roman nicht. Im Mittelpunkt des vielfältigen Figurentableaus stehen die Frauen Cuilan, Ah Si, Long Sixian und Jin Zhu, die, ausgezehrt und erschöpft von langjähriger Fabrikarbeit, in einem »Wellnesshotel« als Sexarbeiterinnen ihr Geld verdienen. All diese Frauen stehen mit einem verheirateten Mann namens Wei Bo in amouröser Verbindung, der dort des Öfteren verkehrt, und sie alle versuchen, ein erfülltes Leben zu führen, mehr oder weniger erfolgreich. Can Xues Roman ist wie ein wildes Pferd, das seinen Reiter immer wieder abwirft, wenn er sich halbwegs sicher im Sattel wähnt. Unentwegt führen die Figuren klassische Non-Sequitur-Dialoge; Gespräche also, in denen das jeweils Gesagte nicht inhaltlich logisch aufeinander folgt. Hinter jeder Ecke lauert eine Absurdität, die von den Protagonist/innen selbst oft nur stoisch zur Kenntnis genommen wird.

Can Xues Erzählen ist ungezügelt, poetisch und wildwüchsig, »ein Netz aus Andeutungen und falschen Spuren«, das existenzielle Themen wie Liebe, Tod und Herkunft miteinander verbindet. Ein wahnsinniger Ritt und eine Herausforderung! ■



Can Xue
Liebe im neuen Jahrtausend
Ü: Karin Betz
Matthes & Seitz, 420 S., ET: 21. Oktober

PRALLE GESCHICHTE

Mexiko, Apacheriá und Amerika sind Drehscheiben dieses opulenten Buches.

VON KAROLINE PILCZ

Zwei große Erzählstränge fließen in Álvaro Enrígues Roman in eine Geschichte zusammen: Janos in Mexiko, 1835. Eine Witwe, eine herbe Person, die zu niemandem mehr gehört, wird entführt. Leutnant Zuloaga erhält den Auftrag, nach ihr zu suchen. Sein Gefolge besteht aus einer zusammengewürfelten, mitunter zwielichtigen Partie.

New York, 2017. Ein mexikanischer Schriftsteller, der Ich-Erzähler, begutachtet die amerikanische Politik mit Skepsis und erzählt die Geschichte von Geronimo, dem letzten Häuptling der Apachen. Zwischen diesen Handlungssträngen, die weit auseinandergezogen werden, erzählt der 1969 in Mexiko geborene Álvaro Enrígue die Geschichte der spanischen und englischen Eroberer sowie die der Ureinwohner des amerikanischen Kontinents. Über lange Strecken hinweg mutet der dichte, kaum mit Dialogen gespickte Roman eher wie eine Geschichtsabhandlung an. Enrígue erklärt Zusammenhänge und gräbt tief und schonungslos in der Entstehungszeit der Staaten »Amerika« und »Mexiko«. Dazwischen greift er seine eigene Geschichte als Mexikaner in Amerika auf, die Vergangenheit wird zum Spiegel der Gegenwart. Und immer wieder stehen die kargen und heißen Wüstenlandschaften der großen Ebenen als Kulisse und Metapher für die Grausamkeiten, die geschildert werden. Ein bemerkenswertes und umfangreiches Buch, in dessen lange Beschreibungen und Erklärungen man sich erst hineinfinden muss, das aber nach erfolgreich beendeter Lektüre ein neues oder zumindest erweitertes Bild von Amerika hinterlässt. ■

Álvaro Enrígue
Jetzt erbe ich mich, und das ist alles
Ü: Carsten Regling
Blessing, 560 S.



Foto: Zony Maya





SCHWARZER TEE IN DEN ADERN

Shumona Sinha über die
Macht des Erlernens einer
neuen Sprache

— VON KATIA SCHWINGSHANDL

Eine außergewöhnliche Verbindung beschwört Shumona Sinha in ihrem neuen Roman »Das russische Testament«: Um ihrem Alltag in den 1980er-Jahren in Kalkutta und vor allem ihrer lieblosen und gemeinen Mutter zu entfliehen, entdeckt die junge Tania die Welt der Bücher für sich. Heimlich versorgt sie sich aus der Buchhandlung ihres Vaters mit Lesestoff, und es dauert nicht lange, bis sie sich besonders in der russischen Literatur verliert und wiederfindet. Viele Jahre und das Erlernen der russischen Sprache später stößt sie als Studentin auf den Raduga-Verlag und schreibt Adel, der mittlerweile 80-jährigen Tochter des Begründers, einen Brief – überzeugt davon, die würdigste Erbin des Gründers Lew Moisejewitsch Kljatschko zu sein ...

Sinha schreibt die Geschichte aus beiden Perspektiven, Adels und Tanias. Was diese eint, auf den ersten Blick und von der Liebe zur Literatur abgesehen nicht viel, bringt Adel auf den Punkt: »Auch wenn ihr Ganges weit weg von meiner Nawa fließt, sind sich die Nebel ähnlich, die unsere Herzen umgeben, streicheln und wiegen, bis sie in tiefen Schlaf fallen.« Sinhas Sprache bedarf Gewöhnung und präziser Lektüre, da hilft auch die klare Übersetzung von Lena Müller nicht: In ihrer Beschreibung der Protagonistinnen, so mancher unangenehmer Liebesszenen oder widriger familiärer Umstände sperrt sie sich oft, erschwert es der Handlung – und genau hier sprießt ihre poetische Sprache.

Eine Liebeserklärung an einen russischen Avantgarde-Verlag und an die Macht der Sprache(n), die neu erwecken können, deren Erlernen Fremdes nah werden lassen. ■

Shumona Sinha
Das russische Testament
Ü: Lena Müller
Edition Nautilus, 184 S.



Foto: Francesca Mantovani / Editona Gallimard

INDISCHE SCHICKSALE

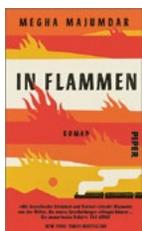
Ein farbenreiches Romandebüt,
das von indischen Randgruppen
erzählt

— VON KAROLINE PILCZ

Indien in der Gegenwart. Aus mehreren Perspektiven wird diese Geschichte erzählt: Die Hauptakteurin ist Jirvan, eine junge Muslima, die in einem der Slums lebt, aber sich nach Jahren in der Schule zur Verkäuferin hochgearbeitet hat. Dann ist da Lovely, eine Hirjva, die von Jirvan Englischunterricht erhalten hat. Sie träumt von einer Karriere als Schauspielerin. Außerdem PT Sir, der ehemalige Turnlehrer Jirvans, der plötzlich die Aufmerksamkeit der aufstrebenden Politik erregt.

Die junge indische Autorin Megha Majumdar schildert in ihrem Romandebüt eindringlich das karge Leben in ihrer Heimat und nimmt sich in ihrem Erstling besonders der Menschen am Rande der Gesellschaft an. Jirva ist Muslima und Lovely gehört der Gruppe der Transgender an, die als Außenseiterinnen Segen erteilen und damit ihr karges Überleben finanzieren. PT Sir arbeitet zwar als Lehrer, aber auch er kann seine Familie nur mit Mühe ernähren.

In Majumdars Schilderungen ist die Armut omnipräsent, der schwere Zugang zu Schulbildung ebenso wie die Tatsache, dass es schnell gehen kann, verdrängt zu werden. Sie erzählt lebendig und schafft trist-bunte Atmosphären, die Perspektivwechsel erzeugen Spannung und Tempo, in Rückschauen werden Lebensbilder gezeigt und man taucht als Leser/in tief ein in diese fremde Welt Indiens. Megha Majumdar hat eine Geschichte von drei Personen geschrieben, deren Leben miteinander verwoben sind, eine Erzählung von dem Streben nach Macht, dem Überwinden der eigenen Herkunft und den Folgen daraus. ■



Megha Majumdar
In Flammen
Ü: Yvonne Eglinger
Piper, 336 S.

Foto: Elena Seibert



DAS LACHEN DES MR. POE

»Die Erzählungen des Folio Club«, oder Scherz, Satire, subtil kennerische Parodie: ein erzählerisches Frühwerk Edgar Allan Poes in einer gründlich kommentierten Ausgabe und neuer Übersetzung

— VON ALEXANDER KLUY

WER WAR EDGAR ALLAN POE?

Poe? Edgar? Allan? Ist das nicht dieser fahlbleiche Autor, der Schauergeschichten und Horror à la Stephen King schrieb, der sich zu Tode soff, seine Cousine ehelichte, als diese 14 war, der im Leben scheiterte und mit 40 verwirrt in einer Gasse in Baltimore aufgefunden wurde, um vier Tage später in einem Spital zu sterben?

Alles richtig. Und alles falsch. Denn wie die diesen Sommer erschienene Edgar-Allan-Poe-Biografie von John Tresch nachwies: Dieser Autor, der die gesamte amerikanische Literatur des 20. Jahrhunderts auf das Nachhaltigste beeinflusste (kein H. P. Lovecraft ohne ihn!), war hoch- und umfassend gebildet. Er sprach fließend Französisch und Latein. Er war ein gewitzter Bücherrezensent und breit interessierter Wissenschaftsjournalist. Er war ein Redner, der Hallen füllte. Er war ein spekulativer Denker. Kurz, er war universalgelehrt. In Gestalt eines schlecht bezahlten Journalisten und noch miserabler besoldeten, das ganze kurze Leben lang bitter verschuldeten Autors.

EINE CLIQUE VON SCHWACHKÖPFEN

Edgar Allan Poes »Die Erzählungen des Folio Club« ist auf Deutsch eher wenig bekannt, ist es doch ein Frühwerk, an dem er ab etwa 1830 schrieb. Nun liegen sie, ausführlich kommentiert und mit einem 60(!)-seitigen, informativen Nachwort von Rainer Bunz, der viele versteckte Bezüge der Zeit und der Poeschen Gegenwartsliteraturszene aufdeckt, erstmals vollständig vor. Geplant als Erzählungen mit Rahmenhandlung – elf Mitglieder eines Clubs, eben des »Folio Club«, treffen sich abends, jeder liest eine Geschichte vor, anschließend Diskussion –, ließ Poe bald den Rahmen fallen. Diese Edition enthält alle Erstfassungen der zwölf stories, alle gut ins Deutsche gebracht.



Illustration: Jorgi Poll



Edgar Allan Poe
Die Erzählungen des Folio Club
Ü und Hg.: Rainer Bunz
Manesse, 320 S.

»Der Folio Club, das muss ich leider sagen, ist bloß eine Clique von Schwachköpfen. Ich meine auch, die Mitglieder sehen ebenso hässlich aus, wie sie dumm sind. Zudem glaube ich, es ist ihre feste Absicht, die Literatur abzuschaffen, die freie Presse zu untergraben und die Herrschaft von Nomen und Pronomen über den Haufen zu werfen.« Spätestens mit der letzten Wendung in diesen Auftaktsätzen signalisiert der blutjunge Autor, damals gerade ein wenig über 20: Es ist humoristische Prosa.

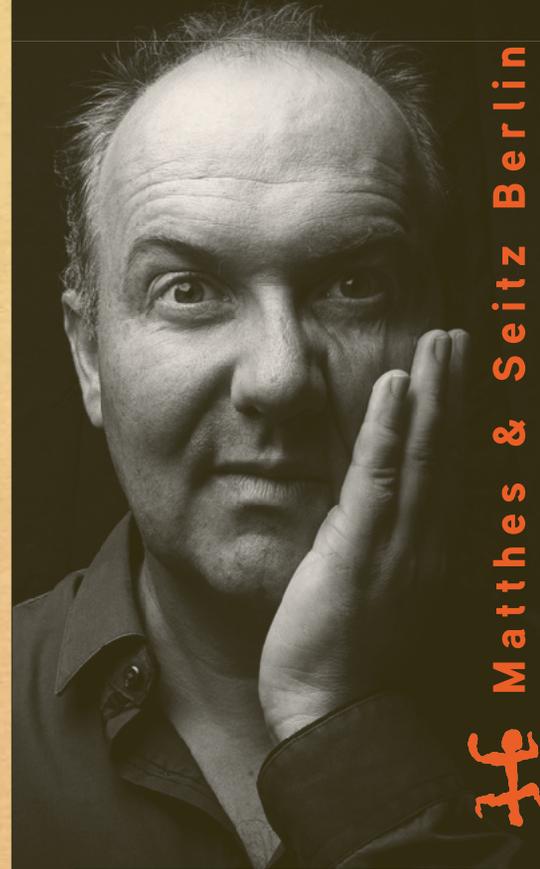
PARODISTISCHE GESCHICHTEN UND KURIOSE ERZÄHLER

Und so wie bei Dickens auch tragen die Protagonisten lächerliche, bloßstellende Namen. Da ist Mr. Snap, »ein sehr hagerer Mann mit Hakennase«, vormals in Diensten der »Down-East Review«, ein Mr. Convolvulus Gondola, ein Verschnitt des damals populären irischen Lyrikers und Balladiers Thomas Moore, oder ein Mr. Solomon Seadrift, »der gänzlich wie ein Fisch aussah«.

Der Beginn »Wie man Geld auftreibt« wird von Mr. Snap dargeboten, dem gerade amtierenden Vorsitzenden. Jäh bricht die Erzählung ab, die vorgibt, eine mittelanspruchsvolle akademische Abhandlung zu sein – der Schlüssel findet sich im Namen, entspricht doch das englische »snap« im Deutschen entwenden, stehlen, Diebstahl. Der Vortrag drehte sich bis dahin um Literatur und deren angebliche, behauptete oder auch bestrittene Nützlichkeit, von Anfang an als Karikatur auf eine essayistische Betrachtung angelegt.

In »Siopé – Eine Fabel« tritt, seinerzeit eine nicht seltene Volte, der Autor als Erzählerfigur gleich im Text auf. Rätsselfreunde dürften es angesichts des enigmatischen Titels gleich erraten: Aus »Siopé« lässt sich »is Poe« herausrütteln, ist Poe. Zugleich ist diese »Fabel« eine Parodie auf das Genre der psychologisch-psychologisierenden Enthüllungsbioautobiografie. »Das Manuskript in der Flasche« bediente eine andere populäre Rubrik, die der maritimen oder Seefahrtsgeschichte. Wohl weil dieser Text mit einem hochdramatischen ausgreifenden Schiffsuntergang endet, verdiente Poe mit ihr am meisten Geld, so 1833 den ersten, gut honorierten Platz bei einem Erzählwettbewerb. Doch ist sie beileibe mehr als eine Schreckensmoritat vom kurzen, den wilden Elementen ausgesetzten Leben. Besonders hier fällt auf, wie präzise Poe schreibt, mit wie viel Rationalität inmitten von nicht steuerbarer Irrationalität er seinen Erzähler ausstattet und mit stoischer Seelenruhe noch wenige Momente vor dem Exitus. Das schaurige »Ein entschiedener Verlust«, die leicht fade Gastro-Burleske »Der Herzog de l'Omelette«, »Epi-manes«, eine Parodie auf Historienschwulst, »Eine Geschichte aus Jerusalem« sowie »Berühmt« sind hingegen eher nachrangig und ohne die verästelnden Erläuterungen im Kommentar nicht wirklich verständlich. Zusammen: eine feine, erfreuliche Ergänzung des Œuvres von Edgar Allan Poe. ■

Der Kultautor Alain Damasio
meldet sich zurück:
Science-Fiction, Philosophie
& Kapitalismuskritik.
Ein Buch, wie es nur in
Frankreich geschrieben
werden kann!



ff Matthes & Seitz Berlin



Alain Damasio
Die Flüchtigen
900 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
Übersetzt von Milena Adam
978-3-75180-039-6 / 28,00 €

Wiederentdeckt



JANE AUSTEN TRIFFT EUGÈNE SUE

Die Wiederentdeckung einer viktorianischen Schriftstellerin

VON MARIA LEITNER

Die »Times« nennt sie im Nachruf 1861 »the wittiest woman of her age«. Nicht eine der Brontës ist gemeint oder George Eliot, sondern Catherine Gore – das macht neugierig.

1823 – Die »feine Gesellschaft« stürzt sich nach dem Schrecken der Napoleonischen Kriege hemmungslos ins Vergnügen. Wenn den jungen Verschwendern die Mittel ausgehen, hilft der geheimnisvolle A. O. aus. Auch Fähnrich Basil Annesley hat Geldsorgen. Das erste Treffen mit dem Wucherer schockiert, Basil glaubt, einen »schachernden alten Kleiderjuden« vor sich zu haben. Doch es ist Camouflage ...

So weit der abenteuerliche Teil, Gore will ihre (damalige) Leserschaft ja unterhalten. Sie prangert aber auch offen, vor dem Hintergrund der Kampagnen gegen die Rothschilds, den Antisemitismus der Adelskreise an, kritisiert Oberflächlichkeit, Modesucht und Konsumrausch. Hat vor allem das (und die hohe Auflage) den prominenten Übersetzer des »Moneylender« interessiert? »England stirbt am Erwerb und Materialismus«, schreibt Theodor Fontane, sonst großer England-Romantiker, in seinem Reisetagebuch. Ein besonderes Vergnügen, neben Gores originellen Wortschöpfungen und der stellenweise pointierten Übersetzung – ein auf gebildet tuender Gemäldehändler sucht »Lithographün« – ist das Vorwort. Iwan-Michelangelo D'Aprile, Literaturwissenschaftler und Fontane-Kenner, beleuchtet so lebendig wie informativ Zeit und Veröffentlichungsgeschichte des Romans, die Irrwege von Fontanes Manuskript und seine selten aufgearbeitete Übersetzertätigkeit. ■

Catherine Gore
Der Geldverleiher
Ü: Theodor Fontane
Die Andere Bibliothek, 350 S.



Foto: Wikimedia Commons

TRADITION UND GEFÜHL

Eine prägende Parabel aus Japan erscheint in neuer Übersetzung.

VON MARTIN THOMAS PESL

Eine alles umspannende Traurigkeit verbreitet die Erzählung, mit der der Autor und Musiker Shichirō Fukazawa 1956 Berichten zufolge Japan aufrüttelte. Man mag sich das Geschehen in dem als »Die Narayama-Lieder« neu übersetzten Text zur Gänze in Schwarz-Weiß vorstellen: In einem Gebirgsdorf, so abgelegen, dass es keinen Namen braucht, herrschen zahlreiche starre Traditionen. Eine davon lautet, dass alle Menschen im Alter von siebzig Jahren die Reise zum Narayama anzutreten haben, einem fiktiven Berg, von dem sie nicht mehr zurückkehren sollen. Wenn sie dabei alles richtig machen, so heißt es, wird es im richtigen Moment schneien. Nicht alle Alten nehmen die Pflicht stoisch hin, Protagonistin Orin aber weiß, dass sie mit Würde gehen wird, nachdem sie ihrem verwitweten Sohn eine neue Frau organisiert hat. Doch die Jugend geht mit den Traditionen schmachlich um: Spöttische Abwandlungen der gewohnten Lieder hallen durchs Dorf. Was Japaner/innen und ihre unterdrückten Gefühle angeht, ist das eine aufschlussreiche Parabel.

Den sehr kurzen Text ergänzen in der Neuausgabe Einblicke eines Japanologen in die interessante Biografie Fukazawas (1914–1987) und ein sympathisches Nachwort des Übersetzers Thomas Eggenberg, in dem er vor der Bildhaftigkeit der japanischen Schrift und Sprache kapituliert. Er spricht offen ein Problem an, das einen auch beim Lesen seiner Übertragung anspricht: dass manche Literaturen sich nie in all ihrer Wucht kulturübergreifend erschließen werden. Und auch das ist sehr traurig. ■

Shichirō Fukazawa
Die Narayama-Lieder
Ü: Thomas Eggenberg
Unionsverlag, 128 S.

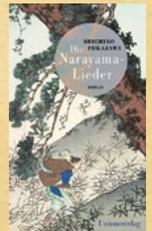


Foto: Wikimedia Commons





DER SOMMER, ACH

Drei Romane Cesare Pavese: »Der schöne Sommer« ist bestrickend anmutig.

— VON ALEXANDER KLUY

Aus drei mach drei. So wie 1949 die mit dem Premio Strega gekürte italienische Originalausgabe von Cesare Pavese (1908–1950) »La bella estate« aus den Romanen »La bella estate« (1940), »Diavolo in collina« (1948) und »Tra donne sole« (1949) bestand, so sind nun auf Deutsch diese Prosaarbeiten in einem Band zusammengefasst, »Die einsamen Frauen« ganz neu übersetzt von Maja Pflug, die ihre Eindeutschungen der anderen zwei *romanzi* sorgsam durchsah.

Diese staunenswert aktuelle Trilogie kreist um Passion, hochflammende Begeisterung, berückend evozierte Natur, um Träumen, Grübeln, Scheitern. Also um die Liebe. So in »Der schöne Sommer« die der Näherin Ginia zum Künstler Guido, der sie sitzen lässt. Clelia in »Die einsamen Frauen« dagegen, deren erste Lebensliebe ebenfalls ein Guido war, der sie ebenfalls verließ, hat daraus Stärke gezogen, Resilienz, Selbstbewusstsein. Auch die Beziehung von Cinta und Oreste in »Der Teufel auf den Hügeln« ist eine unglückliche (weil Oreste sich in eine andere Frau verliebt). Das städtische Milieu, in dem sie sich bewegen, ist das von Tagedieben, Nachtschwärmern, einer Nachkriegs-Lost-Generation. Und doch: Es sind helle, beschwingte Glückssucherinnenromane in glasklarer Prosa. »Die toten Stimmen«, so der letzte Satz des »Statt eines Nachworts« überschriebenen einfühlsamen Nachwortporträts von Natalia Ginzburg, der großen Autorin und Lektorin, die im Turiner Einaudi Verlag ein kleines Büro neben Pavese hatte, »sind wie Brandung dieses Meeres«. ■

Foto: Wikimedia Commons



Cesare Pavese
Der schöne Sommer. Drei Romane
 Ü: Maja Pflug
 Rotpunktverlag, 488 S.

CARO DIARIO

Alba de Céspedes' moderner Klassiker, nach 70 Jahren endlich übersetzt

— VON ALEXANDER KLUY

November 1950, ein Sonntagmorgen. Valeria Cossati, 43, verheiratet, angestellt in einem Büro, Mutter einer neunzehnjährigen Tochter und eines um zwei Jahre älteren Sohnes – beide wohnen noch zu Hause –, will noch vor dem Frühstück eigentlich Zigaretten für ihren Mann Michele besorgen. Und kauft dann spontan in der Trafik ein schwarzes, dickes Schulheft. Im Geheimen beginnt sie nun, Tagebuch zu führen, nur für sich. Sie beginnt zu protokollieren: das räumlich wie fünf Jahre nach Kriegsende finanziell beengte Familienleben, den Alltag, die Verstimmungen, Verletzungen, die alten Freundinnen, die keine mehr sind. Es ist das Diarium einer Frau, die ob des stummen Zwangs der Verhältnisse keinen Raum im eigenen Leben hat, die jetzt durchs Aufschreiben alles schärfer sieht, fest umrissener, härter und sensibler Entfremdung wahrnimmt, Zärtlichkeit, Blicke von Fremden, eine neue amouröse Befreiung erlebt, schließlich scheinbar längst ad acta gelegte Emotionen wiederentdeckt.

Dieser 1952 erschienene, nun ins Deutsche übersetzte Roman Alba de Céspedes' (1911–1997), die, in Rom als Tochter des argentinischen Konsuls geboren, mehrsprachig aufwuchs, alleinerziehende Mutter war und 1938 literarisch debütierte, ist ein moderner Klassiker. Céspedes stand ab den 1950ern politisch weit links, nur um frustriert das Scheitern des Sozialismus zu konstatieren, lebte ab 1967 in Paris und wird heute in einem Atemzug mit Elsa Morante und Natalia Ginzburg genannt. Zu Recht. Eine starke Stimme. Eine eindringliche Autorin. ■

Alba de Céspedes
Das verbotene Notizbuch
 Ü: Verena von Koskull
 Insel, 302 S.

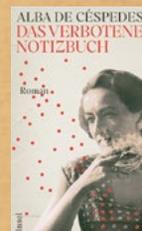


Foto: Wikimedia Commons



VON NILS JENSEN

Der studierte Religionspädagoge Bydlinski ist vor allem als hervorragender Kinder- und Jugendbuchautor ein Begriff. So kam der mehrfach ausgezeichnete Autor auch zu seinem Staatspreis für Kinderlyrik (Österreich). Jetzt hat er aber für die Allgemeinheit geschrieben, also für gesetzzere Altersgruppen, also für alle eigentlich: ein »Flüchtiges Fest« ist herausgekommen, ein schmaler, wenngleich gewichtiger Band in der nicht unwichtigen Edition Thurnhof. Zusammen mit dem mittlerweile zu den bedeutenden Illustratoren gehörenden Michael Roher, der die Lithografien beisteuerte. Da geht es gleich los mit dem »älter gewordenen Blick«, der »Flüchtiges fest« hält, denn er feiert ein »flüchtiges Fest«. Es ist ein wenig Herbst dabei und »sein gelassenes Licht.« Oder anders: »Gedichte:/ Messpunkte/ innerer Kartographie«. Gelungen!



Georg Bydlinski
Flüchtiges Fest
Ill: Michael Roher
Edition Thurnhof,
40 S.



Peter Paul Wiplinger
Aussichten.
Gedichte
2020–2021
edition pen
Löcker, 138 S.

Peter Paul Wiplinger: Er ist ein engagierter Autor wie auch ein Homopoliticus seit Jahrzehnten. In seinem neuesten Band »Aussichten« nun schreibt er sehr Persönliches, wie er im knappen Nachwort zu diesem Band anmerkt: Es geht »um die Befassung mit dem, was ist, auf Basis der Wirklichkeit im Sinne der existentiellen Befindlichkeit«. Es geht um die Diagnose Krebs im 83. Lebensjahr. Und um die Aussichten, die noch übrig bleiben. »Vor mir/ das weite Meer/ die Unendlichkeit«, wie er zum Anfang gleich einmal vorschreibt. Es dreht sich um Computertomografie bis zu Grabinschrift, von Lebensleistung bis zur Demenz. Wiplinger kennt dabei keine Scham, er schreibt, wie es ihm in den Sinn kommt, nichts hält ihn auf, auch keine Routine auf der Palliativstation. Und



Matthias Göriz
SPOOLS oder
Reisen ins Perfekt der Träume
Wallstein, 76 S.

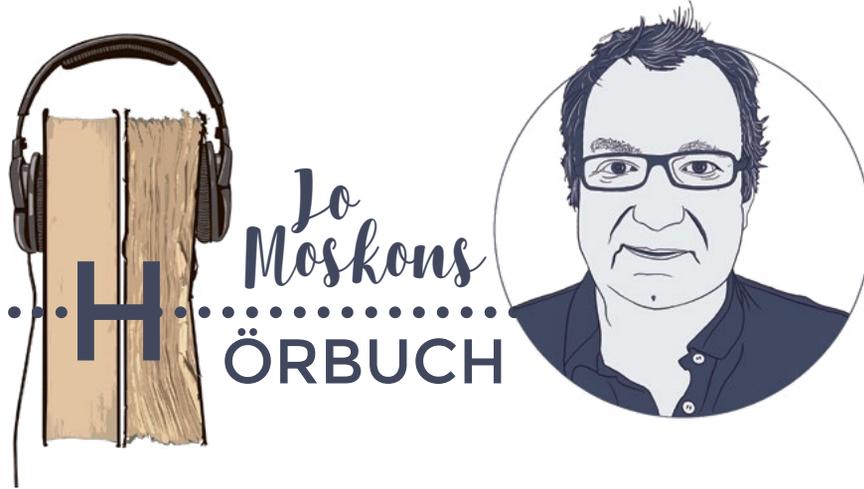
lapidar: »irgendwann aber sicher/ werde ich so wie jetzt/ zum letzten mal/ die drei schlösser/ an meiner eingangstür/ zur wohnung zusperren ...«

Jetzt noch zum mehrfach gepriesenen Matthias Göriz. Zurzeit lebt und arbeitet er an einer Universität in St. Louis in den USA. Er begleitet die Leserin, den Leser in »SPOOLS« auf einer Reise ins Perfekt der Träume (mit Widmung an Samuel Beckett). Hebt an mit »Als die Monddistanzen verschwanden ...« bis zu den letzten Träumen, denn »Schlaf ist/ eine gewaltige Kunst/ Wir leben darin«. Alles in allem »grimmige Variationen«, mit viel Nachgeschmack. ■

IHR LEBEN WAR ZU ENDE. IHRE GESCHICHTE BEGINNT.

Ein Phantombild schockiert Eva zutiefst: Die Unbekannte hat frappierende Ähnlichkeit mit ihrer Mutter! Nie konnten die Identität der Fremden und die Umstände ihres Todes aufgedeckt werden. Nun geht Eva auf eine Spurensuche, die sie zu ihrer eigenen Familiengeschichte führt. Nach einer wahren Begebenheit.





VIELSCHICHTIG

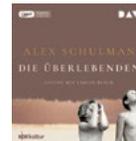
Alex Schulman ist in Schweden ein bekannter Autor von vorwiegend autobiografischen Werken. Dies ist sein erster Roman. Drei Brüder haben sich seit mehr als 20 Jahren nicht mehr gesehen und sich so entfremdet. Die Geschichte beginnt am Ende. Die dann folgenden Episoden und Eindrücke sind teilweise sehr grausam, bedrückend und schwer zu ertragen, immer intensiv und mit viel Geschick erzählt. Es geht um die verheerende Liebe einer Mutter zu ihren Söhnen und den verzweifelten Kampf der Kinder um ihre Gunst. Fabian Busch interpretiert diesen Höllenritt in die Vergangenheit mit einem leisen Funken Hoffnung in der Stimme.

WIEDER AKTUELL

Hermynia Zur Mühlen, auch bekannt als die »rote Gräfin«, war in den 1920er- und 30er-Jahren eine ausgesprochene Vielschreiberin. Ihr Werk zeichnet sich weniger durch literarische Finesse, mehr durch ihre Schilderungen des Zeitgeistes aus. So ist dieser Roman, der 1934 erstmals erschien, eine geradezu wütende Beschreibung des (Er-)Lebens dreier Frauen und deren Töchter ab 1933. Was ist, wenn die Mutter merkt, dass ihre Tochter zur Nazine geworden ist? Die Mütter schreiben mal Tagebuch, mal erzählen sie in Monologen, die zu den beeindruckendsten Passagen des Buchs gehören. Der Sprecherin Julia Gortis gelingt es, die unterschiedlichen Facetten der einzelnen Mütter deutlich herauszuarbeiten und die Unterschiede der verwitweten Arbeiterin, der alleinerziehenden Gräfin und der nach (klein)bürgerlicher Anerkennung Gierenden hörbar zu machen. Als Bonus ist das Werk »Acht Skizzen für Klavier op.5« der Hamburger Komponistin Ilse Fromm-Michaelis, die im Nationalsozialismus Berufsverbot hatte, in einer Interpretation der Pianistin Babette Dorn beigefügt.

SCHRÄG

Sebastian Stuertz bezeichnet sich als Medienkünstler und hat einen Hang zu derbem Humor. So ist es nicht verwunderlich, dass es »Ruslan aus Marzahn« nicht als gedrucktes Buch gibt. Die Stimme von Shenja Lacher und die Musik des Autors bilden eine Einheit. Lachers Stimme passt perfekt zu all den »schrägen Vögeln« und den merkwürdigen und skurrilen Situationen. Es geht um Ruslan, dessen Leben wieder in normale Bahnen gelenkt werden soll. Schließlich möchte er ja seinen Sohn wiedersehen. Also geht Ruslan es an, zum verantwortungsvollen Vater zu werden. Einzug in eine aufgeräumte Singlewohnung mit Kinderzimmer und gefüllten Kühl-schrank. Die Zukunft kann beginnen. Wäre da nicht Ruslans Bruder, der eines Tages mit seinem kleinkriminellen russischen Onkel auftaucht, der ein »Geschäft« abwickeln will ... ■



Alex Schulman
Die Überlebenden
Gel. von Fabian Busch,
Der Audioverlag,
1 MP3-CD,
376 Min.



Hermynia Zur Mühlen
Unsere Töchter, die Nazinen
Gel. von Julia Cortis, GESAFA,
1 MP3-CD,
362 Min.



Sebastian Stuertz
Ruslan aus Marzahn
Gel. von Shenja Lacher, Der Hör-verlag, 1 MP3-CD, 267 Min.

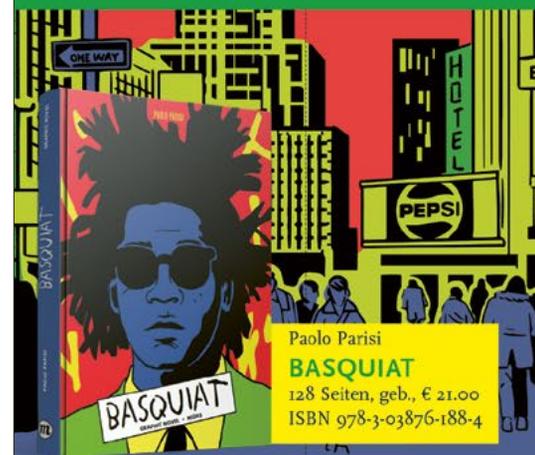
LIFESTYLE



Iris Apfel
Stil ist keine Frage des Alters
175 Seiten, geb., € 25,70
ISBN 978-3-03876-146-4

5. Aufl.

KUNST



Paolo Parisi
BASQUIAT
128 Seiten, geb., € 21,00
ISBN 978-3-03876-188-4

ARCHITEKTUR

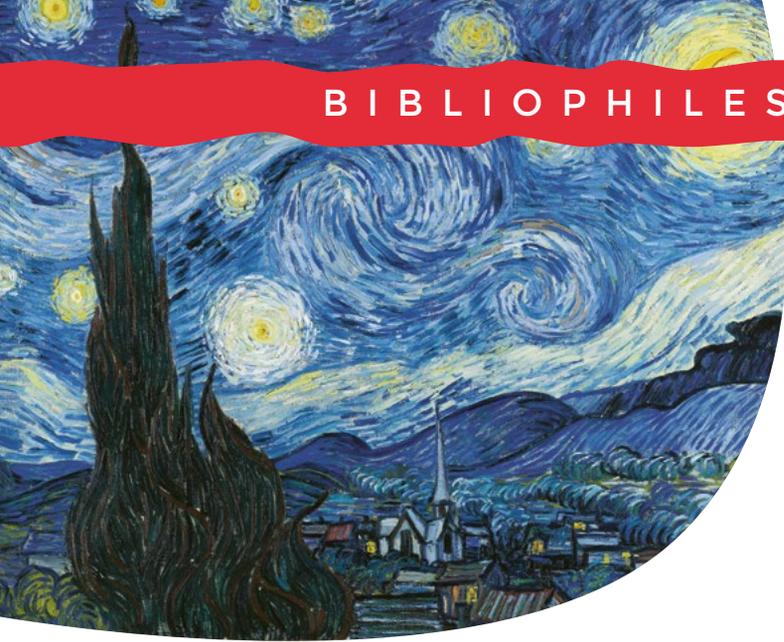


Renzo Piano
Auf der Suche nach Atlantis
160 Seiten, geb., € 22,90
ISBN 978-3-03876-205-8

RELIGION



Peter Moore
Die Neuerfindung der Religion
280 Seiten, geb., € 22,90
ISBN 978-3-03876-548-6



IM LICHT DER NACHT

Zitate, Erkenntnisse und Gedanken zur dunklen Tageszeit

»Die Welt ist eine helle Dunkelheit«, schreibt die Autorin Eva Schörkhuber in ihrem aktuellen Roman »Die Gerissenen«. Abgeleitet ist das von einem malischen Sprichwort. Dieser Satz enthält natürlich wesentlich komplexere Bedeutungsebenen als nur das Verhältnis von Nacht und Tag, gleichwohl würde er Bernd Brunner sicherlich gefallen. Der Autor von »Die Erfindung des Nordens« (2019) hat nämlich ein Buch über die Nacht geschrieben und dabei menschengeschichtliche Entwicklungen, sozialanthropologische Zusammenhänge und Verhaltensweisen und vieles mehr in Bezug auf die Nacht gesammelt, kontextualisiert und daraus ein leicht lesbares Buch mit (manchmal allzu) kurzen Kapiteln voller kultureller Verweise, Ansichten und Zitate gemacht, das wunderbar gestaltet im Innenteil durch graduelle Einfärbung der Seiten den Tag-/Nachtverlauf sichtbar werden lässt.

Für Alberto Manguel, den wahrscheinlich größten Leser unserer Zeit, entwickeln die Bücher seiner Bibliothek bei Nacht Stimmen, die über die Welt, die Menschen und die Bücher sprechen – und natürlich ist es kein Zufall, dass Brunner rasch zu den Mußestunden des nächtlichen Lesens gelangt und den Möglichkeiten, Geheimnissen und Fantasien, die dabei direkt in die Traumwelt hinüberreichen. Doch die Aneinanderreihung von Zitaten, Auszügen und Sprüchen ist auch ein wenig wie Schäfchenzählen, obwohl man sich hin und wieder über das eine oder andere eher lässliche Zitat ärgert (bspw. Marguerite Duras: »Man kann nicht bei zwei Lichtern gleichzeitig lesen, dem Licht des Tages und dem Licht des Buches.« Das muss ihr in einem eher dunklen Moment eingefallen sein). Schade, dass nicht auch die Kunstgeschichte ins Buch eingeflossen ist. Ansonsten ist dieses Lob der Nacht aber zu jeder Tages- oder Nachtzeit empfehlenswert. ■ RED

Bernd Brunner
Das Buch der Nacht
Galiani, 192 S.



LOVECRAFTLAND

Leslie Klingers kommentierte Lovecraft-Werkausgabe, Teil 2

Ja, man muss es immer noch dazusagen: Howard Phillips Lovecraft (1890–1937) ist als Person aufgrund seiner rassistischen Weltsicht hoch umstritten. Dass er seine eigenen Ängste in der Befürwortung von Rassentrennung kanalisiert, liegt zwar auch im Geiste seiner Zeit, ihn persönlich vermag das allerhöchstens ein wenig zu entschuldigen. Und auch sein Werk muss man aus heutiger Perspektive höchst differenziert betrachten. Das heißt aber nicht, dass man Lovecraft nicht lesen können darf oder soll. Im Gegenteil: Geben Sie sich ruhig dem schaurigen Vergnügen einer nächtlichen Lovecraftlektüre hin, lassen Sie sich hineinfallen in die düsteren Schilderungen, grotesken Bilder und realitätsverdrehenden und -umstülpenden Motive und Charaktere, malen Sie sich die Erzählungen vor dem inneren Auge so intensiv aus, wie Sie möchten. Und gehen Sie dann einfach schlafen mit der Erwartung an die Fortsetzung des Gelesenen in Ihren Alpträumen. Am nächsten Morgen können Sie dann in Ruhe die rassistischen Einflüsse einer jeweiligen Geschichte nachreflektieren und Sie mit Lovecrafts persönlicher Lebensgeschichte in Verbindung setzen. Dass das nun wesentlich leichter und genüsslicher passieren kann, ist die Leistung von Leslie Klinger und seiner großen zweibändigen kommentierten Werkausgabe. Zwar haben viele Literaturwissenschaftler schon über Lovecraft gearbeitet, und wesentlich Neues war mithin kaum mehr zu erwarten, aber die Art der Verknüpfung von Lovecrafts Erzählungen mit Fotos, direkten Kommentaren und rezeptions- und motivgeschichtlichen Verweisen ist ein bibliophiler Genuss. Dafür schafft man sich für diese großen Ausgaben gern auch ein Leseputz an. ■ RED

Leslie Klinger
H. P. Lovecraft. Das Werk I und II
Ü: Andreas Fliedner, Alexander Pechmann
Fischer Tor, 912 S. und 512 S.

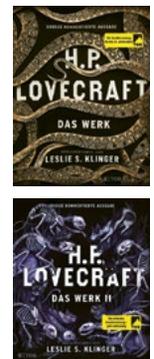
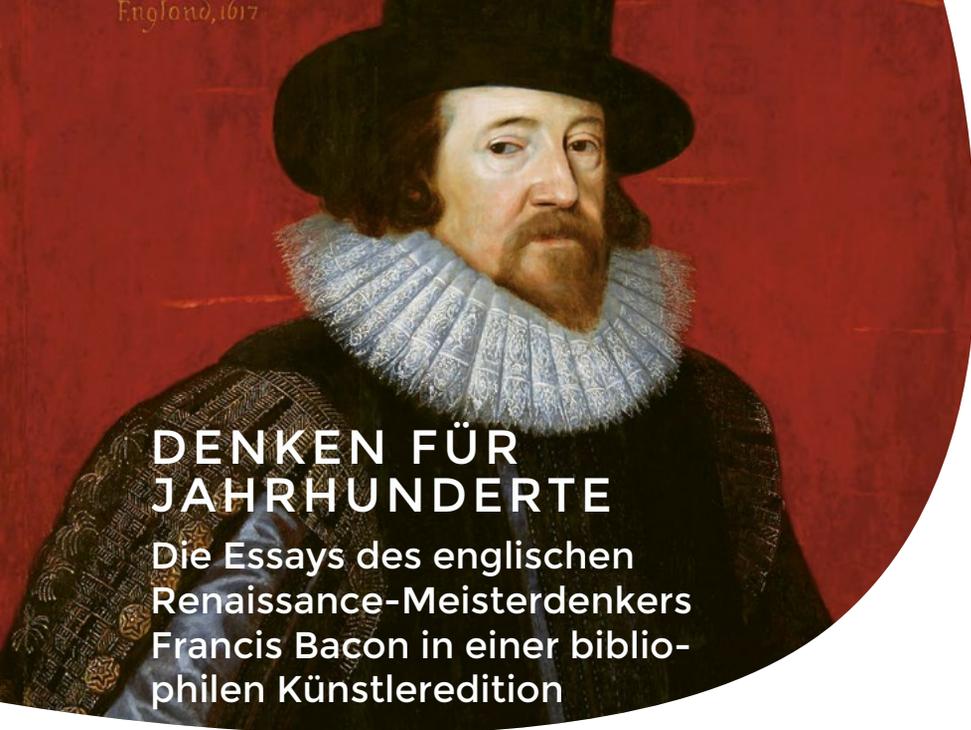


Illustration: Jorgi Poll





DENKEN FÜR JAHRHUNDERTE

Die Essays des englischen Renaissance-Meisterdenkers Francis Bacon in einer bibliophilen Künstleredition

VON ALEXANDER KLUY

Vorbei, ach, die Zeiten, als ein Philosoph Generalstaatsanwalt und Hochkanzler seines Heimatlandes wurde, zuvor und währenddessen insgesamt 40 Jahre lang Parlamentsabgeordneter war, hiervon sieben Jahre für die Cambridge University, seine Alma mater, um final noch geadelt zu werden, Viscount St. Albans hieß, schließlich Baron Verulam. All das widerfuhr Francis Bacon, verstorben am 9. April 1626 im Alter von 65 Jahren. Die 450. Wiederkehr seines Geburtstags heuer am 22. Jänner wurde nicht einmal von traditionszugeneigten konservativen englischen Medien gewürdigt.

»Glücklich zu leben und nicht, wie Antisthenes sagte, glücklich zu sterben führt meiner Meinung nach zur menschlichen Glückseligkeit.« Dieser Satz ist mehr als 420 Jahre alt. In einer Zeit der Glückssucher und einer das Phänomen »Glück« verstärkenden erforschenden Psychologie mutet er erstaunlich zeitgenössisch an. Zu Papier gebracht wurde dieser Gedanke im Turmzimmer eines Schlosses in der Dordogne. Dorthin hatte sich ein Mann, lange Jurist an einem Gericht in Bordeaux, 1569 zurückgezogen. Um zu schreiben. Ungewöhnliches schrieb er, Aufzeichnungen, die er »Essais« nannte. Sein Name: Michel Eyquem de Montaigne. Auf dessen Schultern stand der Empirist Bacon, der am Lebensende politisch beschämt – er musste Bestechlichkeit eingestehen – nach Gorhambury im ländlichen Hertfordshire retirierte.

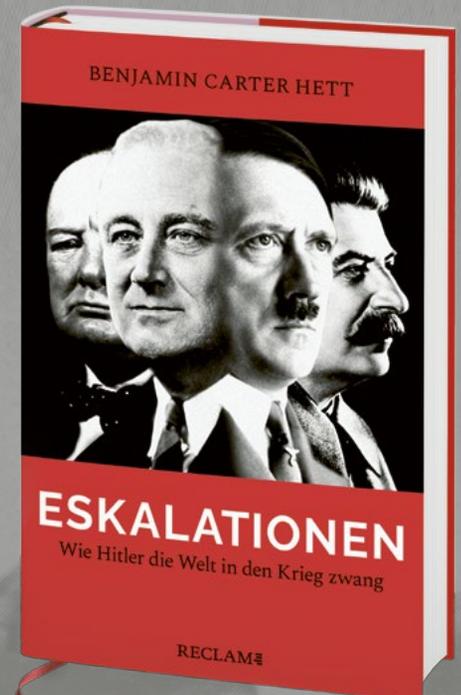
»Wer in ein Land reist, bevor er einigermaßen in dessen Sprache eingedrungen ist, sollte lieber zur Schule gehen, aber nicht auf Reisen.« Das ist im Essay »Über das Reisen« einer von vielen Sätzen, die man auf der Stelle memorieren will. Bacon, welt- wie machterfahren, rasoniert klug wie moralisch, aber nie moralinsauer über vieles, über Ehre, Ruhm, Glück, Wucher und Geldausgeben, Schönheit und Verschlagenheit, Neid, Güte, Aufschub oder Rache. 58 Prosastücke plus das als »Bruchstück« eingeordnete »Über Gerüchte« enthält dieser schöne Band. Noch heute liest sich Bacons Prosa unanstrengend wie anregend, vielleicht heute in leitlinienlosen Zeiten weiser denn je.

Merkwürdigerweise findet sich in diesem von Thomas Walther typografisch fein gestalteten Band – den in Leipzig lebenden Sighard Gille, der im Februar 80 Jahre wurde, rätselhaft mehrdeutige popbunte Collagen beisteuern zu lassen, war eine prächtige Idee – keine Silbe, dass es sich bei der Schückingschen Übersetzung um eine mehr als 50 Jahre alte Eindeutschung handelt. ■

Francis Bacon
Über die Dreistigkeit, über den Argwohn und über die Prahlerei.
Die gesammelten Essays.
Faber & Faber, 208 S.



Rasant und mitreißend erzählt: Wie es zum Zweiten Weltkrieg kam



Deutsche Erstausgabe
560 S. · € (D) 32,00 / € (A) 32,90
ISBN 978-3-15-011322-6

Ein Blick hinter die Kulissen der Weltpolitik: Auf Grundlage bisher unerschlossener Quellen zeichnet Benjamin Carter Hett nach, welche Ereignisse und Begegnungen dem Kriegsausbruch vorausgingen. Dabei fängt er die einzigartige Dynamik der Zeit von 1937 bis zum Zweiten Weltkrieg ein.

»Anfang 1939 gab es kaum Zweifel, dass es in Europa Krieg geben würde – und zwar bald. Weniger klar war hingegen, wer gegen wen kämpfen würde.«



NEUES VOM LUMPEN- PREKARIAT

Wer glaubt, das Proletariat sei Geschichte, irrt – wie gewaltig, das zeigen vier ebenso beklemmende wie mitreißende Neuerscheinungen.

— VON ANDREAS KREMLA

Die Geschichte der Ausbeutung geht weiter; nicht nur in Ganzweitweg, wo wir's eh wissen, müssen sich Menschen unter menschenunwürdigen Bedingungen verdingen. Nicht nur damals (vor gar nicht allzu langer Zeit) galten für »die anderen« andere Regeln als für die »Unsrigen«. Hier und jetzt ist das Proletariat zum Prekariat geworden.

In »Verkannte Leistungsträger:innen« haben Nicole Mayer-Ahuja und Oliver Nachtwey Porträts von Menschen am unteren, dunklen Rand der Arbeitswelt gesammelt. Rumänische Ernte-Saisonarbeiter/innen bangen mitten im reichen Deutschland um ihren Lohn. Küchenhilfskräfte können mangels permanenter Aufenthaltsgenehmigung jederzeit aus der Schweiz abgeschoben werden, wenn sie nicht spüren. Lieferservice-Fahrradbot/innen, Amazon-Lagerarbeiter/innen, Fertiggpizzabeleger/innen, eine 24-Stunden-Pflegerin: Sie alle geben Einblicke in ihre kaum je gesehenen Arbeitswelten. Auf Basis zahlreicher Interviews entstehen scharfe Porträts, gezeichnet von 26 Wissenschaftler/innen aus Soziologie und anderen Gesellschaftswissenschaften – wie auch die beiden Herausgeber/innen. Insgesamt 22 Texte fügen sich zu einem recht umfangrei-

chen Album. Was die interviewten Arbeitenden gemeinsam haben, sind schlechte Arbeitsbedingungen und schlechte Chancen; sie »sitzen (...) am unteren Rand der Arbeitsgesellschaft fest.« Eine weitere Gemeinsamkeit zeigte sich im jüngsten Kapitel der Sozialgeschichte, Corona. Im Blitzlicht der Krise leuchteten die unsichtbaren Jobs kurz auf: Plötzlich sah man, dass man nicht auf sie verzichten kann. Es folgte eine kurze Dusche gesellschaftlicher Aufmerksamkeit und Wertschätzung – die im zweiten Lockdown auch schon wieder vorüber war. Die Autor/innen gehen mit ihrer Porträtsammlung wohl den ersten notwendigen Schritt zu einer Stärkung der hier versammelten gesellschaftlichen Schwachstellen: In eindrucklichen Bildern und deren eigenen Worten holen sie die marginalisierten Arbeitenden vom Dunkel ins Licht.

Die ersten, die wieder ganz unten anfangen, waren die »Gastarbeiter«. In seiner umfangreichen Studie »Vom Gast zum Gastwirt?« zeichnet der Historiker und Politikwissenschaftler Stefan Zeppenfeld die Entwicklung ihrer Arbeitswelten mitten im Deutschen Wirtschaftswunder nach. Wo deutsche Arbeitskraft nicht ausreichte, um die Massenhandgriffe der noch nicht voll automatisierten Produktion zu verrichten, wurden Arbeiter aus Ländern mit weniger Wirtschaftswunder angeworben. In West-Berlin schuf

Foto: Pixabay

1961 die Mauer plötzlich einen Riesenbedarf: die vormaligen Grenzgänger, die in den Werken von Siemens und AEG schufteten, konnten plötzlich nicht mehr von Ost nach West. Was folgt, ist die Geschichte ganzer Familien, die auf ein Land hofften, in dem Milch und Honig fließen; von Diskriminierung und prekärer Beschäftigung. Denn wer mit den Arbeitsbedingungen unzufrieden war, oder den Job wegen langer Krankenstände verlor, konnte ja wieder nach Hause gehen. »Prekär« bedeutet, dass ein Vertrag jederzeit durch den Eigentümer widerrufen werden kann. Aber es ist auch die Geschichte von Integration und beruflichem Erfolg. Wobei die Erfolgsgeschichten oft erst später geschrieben wurden. Während die ursprünglichen »Gastarbeiter« sich in einer Welt mit wenig Aufstiegschancen wiederfanden, konnten ihre Kinder und Kindeskinde in qualifizierteren Jobs andocken und immer mehr eigene Betriebe gründen. Stefan Zeppenfeld zeichnet anhand des klar fassbaren Ausschnitts West-Berlin nach, wie türkische Landarbeiter erst zu Migranten, dann zu deutschen Staatsbürgern wurden, die heute die Stadt und das Land mitgestalten.

»Drecksarbeit« ist der schlichte Titel, unter dem Jan Stremmel zeigt, wie der allergrößte Teil klassisch proletarischer Tätigkeiten exportiert wird – unter Bedingungen, die Marx' Beschreibungen des »Lumpenproletariat« auch heute noch genau entsprechen: In Kalkutta übergießen die Färberei-Arbeiter ihre Hände und Füße ständig mit Wasser, um sich vor Verätzungen mit der überall heruntertropfenden Lauge zu schützen. Wer glaubt, Clean Clothes & Co hätten an diesen Zuständen bereits viel geändert, wird schmerzlich eines Besseren belehrt: »Ausgebeutet werden Arbeiterinnen und Arbeiter natürlich immer noch. Nur passiert das Insidern zufolge eher in den kleineren Fabriken (...), in die sich kein Kontrolleur je verirrt.« Auf den Kapverdischen Inseln raubt Dita Sand von den Stränden und verkauft ihn an Betonproduzenten, weil sie darin die einzige Möglichkeit sieht, ihre vier Kinder durchzubringen. Auf Borneo müssen die Bauern ihre Gesundheit dem Rauch der Brandrodung opfern – um immer mehr Palmöl herzustellen. In Paraguay schleppen Köhler täglich zweieinhalb Tonnen Holz in gebückter Haltung in den beengten Kohlenmeiler. Zwischendurch erlebt der Autor auf einem seiner Flüge auch noch eine Abschiebung von »Wirtschaftsflüchtlingen«. Der gelernte Historiker, Kunsthistoriker und Journalist (unter anderem für die Süddeutsche und ProSieben) legt zehn Reportagen im besten Sinn vor: Er ist ausgezogen, um zurückzubringen, was die Leser/innen selbst nicht sehen können. Stremmels hautnahe Berichte aus verborgenen Arbeitswelten geben einem immer wieder das beklemmende Gefühl, selbst dort gewesen zu sein.

»Am laufenden Band« nennt Joseph Ponthus sein Epos über Leben und Werk in der Fabrik. Als Leiharbeiter ist er einer von jenen, die man am wenigsten sehen muss. Wenn

Nicole Mayer-Ahuja, Oliver Nachtwey (Hg.)
Verkannte Leistungsträger:innen. Berichte aus der Klassengesellschaft
 Herausgegeben von Nicole Mayer-Ahuja und Oliver Nachtwey
 edition suhrkamp
 SV
 Suhrkamp, 567 S.

Stefan Zeppenfeld
Vom Gast zum Gastwirt? Türkische Arbeitswelten in West-Berlin
 Wallstein, 430 S.

Jan Stremmel
Drecksarbeit. Geschichten aus dem Maschinenraum unseres bequemen Lebens
 Knesebeck, 192 S.

Joseph Ponthus
Am laufenden Band. Aufzeichnungen aus der Fabrik
 Matthes & Seitz, 239 S.



etwas nicht passt, sind sie schnell weg. Während die fix beschäftigten Arbeiter streiken, versucht er mit seinen Kollegen mittels doppelter Kraftanstrengung, die Produktion am Laufen zu halten. Der gelernte Sozialarbeiter muss sich des Geldes wegen in der französischen Lebensmittelproduktion verdingen – beim Garnelensortieren und Fischabpacken, beim Schlachtbankputzen und Schweinehälftenverladen am Schlachthof. Und er muss darüber schreiben, weil er es anders nicht aushalten würde. Proletariern geringe Intelligenz zuzugestehen war ohnehin immer schon ein Irrglaube. Im Fall von Ponthus kommt zur scharfen Auffassungsgabe noch breite literarische Bildung. Dieser verdanken wir Zitate von Baudelaire über Hannah Ahrendt bis Carla Bruni. Ponthus beschreibt ohne Schnörkel, was er sieht, und ohne Skrupel, was er denkt: »Verdammt die Euter / Diese winzigen aufgedunsenen Rugbybälle noch warm vom Körper / des gerade getöteten Tieres / Zerplatzen manchmal wenn sie runterfallen«. Das ist ehrlich, das ist echt, das hat Rhythmus. Bukowski lässt grüßen. Und es gibt den Blick frei auf Arbeitsbedingungen, die viele halb vergessen haben, weil sie gehört haben, dass solche Zustände überwunden wären. »Wir sind eine Handvoll kaputter Arme des Prekariats / Das einzig Gute ich bin da wo ich immer bin«. In klaren Sätzen schlichter Schönheit schafft Ponthus ein Gedicht aus einer Welt, von der viele dachten, dass es sie »bei uns« gar nicht mehr gibt.

In gewöhnlichen Worten über ungewöhnliche Dinge zu berichten, ist spätestens seit Schopenhauer ein treffender Grundsatz gelungener Kommunikation – und ein gemeinsamer Nenner aller vier Neuerscheinungen. ■

Zinken aus dem Abseits

Gastfreundschaft wird zum Schlüsselerlebnis, ein Sprachphänomen zu deuten.

Denn die Erinnerung aus eigener Kindheit, dass seine Mutter an der Haustür fremde Menschen verköstigte, lenkte die Aufmerksamkeit von Martin Puchner, Harvard-Professor für Literatur, auf Rotwelsch. Wie er herausfand, hatte seine Mutter ein unvermutetes Einverständnis mit der bittenden Person draußen. Sie wusste aufgrund von Zinken (Zeichen) aus dem Abseits, dass jemand kommen, sie aber nicht bedrohen würde. Puchner begann, Zusammenhänge der Familienhistorie mit Rotwelsch – der »Sprache der Vagabunden« – zu erkunden. Über Jahre folgte er Hinweisen, welchen Bezug sein Großvater, der sich den Nazis als Experte für jüdische Namen andiente, sowie andere Familienmitglieder zu dieser Sprache hatten. Nur gesprochen und bis auf die Zinken ohne Schrift existiert Rotwelsch seit dem 13. Jahrhundert, bedeutet »unverständliches Deutsch« und ist ein nur Eingeweihten vertrauter Jargon, der zugleich, ebenso wie Jiddisch und Romanes, eine Projektionsfläche für Verachtung und Rassismus war. In vielen Verstrebungen erzählt Martin Puchner anschaulich von diesen Spuren entlang seiner Genealogie, wobei er in konzentrischen Episoden verblüffende kulturhistorische Verbindungen etwa zu Martin Luther (als Verdammer) und Franz Kafka (als Aficionado) entdeckt. So fügt sein Buch fabelhaft seine komplexe biografische Identität mit wissenschaftlicher Darstellung des Rotwelsch als Soziolekt zusammen, dessen Vokabular, Semantik und Funktion Worte aus der Welt der Sesshaften verkleidet wiederverwendet. ■

Hans-Dieter Grünefeld

An die Arbeit

Kurt de Swaaf bietet Hoffnung für den – schlimmen – Zustand der Welt.

»Es ist so weit. Zum ersten Mal seit der Entstehung unseres Planeten wird das Erdgeschehen von einer einzigen Spezies geprägt. Homo sapiens beeinflusst Biologie, Geologie und Atmosphäre in einem bislang ungekannten Ausmaß.« So startet Kurt de Swaaf in sein neuestes Buch »Der Zustand der Welt«. Eine Folge dieser Epoche des »Anthropozäns« (Zeitalter des Menschen) – nämlich der Klimawandel – ist derzeit in aller Munde; eine andere Konsequenz hingegen ist vielen Menschen nicht so gewärtig: der Schwund der Artenvielfalt.

Diesem Aspekt widmet sich der Biologe und renommierte Wissenschaftsjournalist auf wunderbare Weise. Sein Buch bietet zum einen eine kompakte Zusammenfassung des aktuellen Berichts der UN-Biodiversitätsplattform IPBES, die zum anderen mit eigenen Erlebnissen und Anschauungen gewürzt ist. »Was der Welt widerfährt, nehme ich persönlich«, schreibt er.

De Swaafs Text ist ein solide recherchiertes und gleichzeitig inspirierendes Text. Er spricht klar und verständlich aus, vor welch großen Problemen wir stehen, verfällt dabei aber nicht in Pessimismus. Vielmehr skizziert er Wege aus dem Schlamm – einige sind utopistisch, andere sehr persönlich-praktisch. Getragen wird der Optimismus von der Erkenntnis, dass wir als Menschheit bereits bewiesen hätten, dass wir die Welt verändern können, wenn gleich bisher eher im Negativen. »Korrigieren wir also den Kurs. Die Wissenschaft wird die Koordinaten liefern, die Liebe zum Leben die Motivation. An die Arbeit.« ■



Martin Puchner
Die Sprache der Vagabunden. Die Geschichte des Rotwelsch und das Geheimnis meiner Familie
Siedler, 288 S.



Kurt de Swaaf
Der Zustand der Welt. Warum wir die Erde noch retten können und was wir dafür tun müssen
Terra Mater, 220 S.



Tim Marshall
Die Macht der Geographie im 21. Jahrhundert. Wie sich Welt-politik anhand von 10 Karten erklären lässt
dtv, 416 S.
ET: 20. Oktober

Machtverschiebungen in der Geopolitik

Globale Einflussphären alter Trümpfe werden durch neue Joker anders abgesteckt.

Die Karten im weltpolitischen Poker sind wegen der Verlagerung von Interessenprioritäten neu gemischt, meint der britische Journalist Tim Marshall. Statt bipolarer Systemkonkurrenz sind jetzt einige regionale Zentren durch »Die Macht der Geographie« am Ausgleich der öko-strategischen Kräfteverhältnisse unseres Planeten beteiligt: Australien, Iran, Saudi-Arabien, Vereinigtes Königreich (GB), Griechenland, die Türkei, die Sahelzone, Äthiopien, Spanien und der Weltraum. Im Einzelnen erklärt er in kurzen Länderporträts aus historischen Retrokursen die besonderen Rollenprofile der genannten Akteure in Beziehung zu den Supermächten USA, Russland und China. Indem Tim Marshall die Blickwinkel je nach Standort justiert, gelingt ihm ein tiefgreifendes Verständnis von belastbaren Partnerschaften und hartnäckigen Rivalitäten, etwa wie sich Saudi-Arabien und der Iran als Repräsentanten eines militanten Islam zueinander verhalten. Oder warum sich in der ariden und bitterarmen Sahelzone europäische Staaten engagieren, Terrormilizen zurückzudrängen und fragwürdige Regimes stabilisieren: wegen Ressourcen wie Uran, seltenen Erden und Gold sowie der Befürchtung, dass soziale Marginalisierung Menschen in unerwünschte Bewegungen Richtung Europa bringen. Solche Machtinteressen diskutiert Tim Marshall auch beim Thema Eroberung des Kosmos, wobei er durchaus skeptisch ist, dass Vereinbarungen, insbesondere zur friedlichen Nutzung von extraterrestrischen Bodenschätzen, in Zukunft eingehalten werden. Seine Warnungen und Hoffnungen sind ein dringender Appell an den gesunden Menschenverstand. ■

Hans-Dieter Grünefeld

Martin Kugler

Über den klassischen Bildungskanon hinausgehend, berichten Wissenschaftler/innen immer mehr Wissens- und Staunenswertes über die Welt der Antike.

MARTIN KUGLERS

SACHbuchREGAL

Unser Bild von der Antike ist stark vom Schulunterricht geprägt, der sich auf Literatur, Philosophie, Politik und Kriege konzentriert. Die Welt, in der sich die antiken Römer, Griechen, Ägypter usw. bewegten, ist freilich wesentlich vielfältiger. Wie hochentwickelt z. B. die Technik war, zeigen uns nun die französischen Archäologen Jean-Claude Golvin und Gérard Coulon: Nach Bänden über einstige Metropolen und Bauwerke erzählen sie nun von den Häfen der Antike. Damals wie heute war der Schiffstransport über längere Distanzen ein wesentliches Standbein von Wirtschaft und Gesellschaft. Auf Basis einer genialen Innovation – unter Wasser aushärtendem Zement – entstanden große Häfen mit allen erforderlichen Einrichtungen, von Kais und Leuchttürmen bis hin zu Wellenbrechern, Werften und Vorkehrungen, um das Versanden der Hafenbecken zu verhindern. Wie leistungsfähig die antike Logistik war, wird am Beispiel des Abtransports der Hunderte Tonnen schweren Obelisken aus Ägypten nach Rom demonstriert.

Die Welt der Antike geht auch weit über den traditionellen Fokus auf die sogenannten »Hochkulturen« hinaus: Diese Zentren waren eingebettet in Länder und Völker, von denen wir viel weniger wissen. Ein Beispiel

dafür ist das antike Nubien, also das Areal südlich von Ägypten entlang des Nils (im heutigen Sudan). Der Bonner Archäologe Francis Breyer fasst nun dankenswerterweise die aktuellen Erkenntnisse über diese Menschen und Kulturen zusammen. Erstaunlich ist, wie eng die Verbindung mit dem ägyptischen Reich war. Und zwar auf allen Ebenen – wirtschaftlich, kulturell, religiös und politisch. Wussten Sie beispielsweise, dass auch die Nubier Pyramiden bauten und sogar eine ganze Dynastie an Pharaonen stellten – nämlich die 25. Dynastie (»Schwarze Pharaonen«)?

Solche spannenden Verflechtungen zwischen Zentren und Peripherien gibt es sonder Zahl, wie schon vor drei Jahren der Wiener Byzantinist Johannes Preiser-Kapeller aufgezeigt hat. Am Beispiel der Spätantike seziert er mustergültig die Dynamik von gegenseitigen Abhängigkeiten und von Netzwerken zwischen verschiedenen Weltgegenden – und zwar in einer Zeit, in der Westeuropa selbst eine äußerst periphere Region war. Es lohnt sich, diesen Band, der mittlerweile in seiner 4. Auflage vorliegt, immer wieder hervorzukramen – und bei der Lektüre über die Erfindungsgabe und Anpassungsfähigkeit unserer antiken Vorfahren zu staunen. ■



Jean-Claude Golvin, Gérard Coulon
Häfen für die Ewigkeit. Maritime Ingenieurskunst der Römer
 wbg, 224 S.



Francis Breyer
Schwarze Pharaonen. Nubiens Königreiche am Nil
 C.H.Beck, 238 S.



Johannes Preiser-Kapeller
Jenseits von Rom und Karl dem Großen: Aspekte der globalen Verflechtung in der langen Spätantike
 Mandelbaum, 292 S.

Reich bebilderte Zeitreisen durch die Wissenschaftsgeschichte



Brian Clegg
Bücher, die die Welt veränderten
 Die bedeutendsten Werke der Naturwissenschaften von Archimedes bis Stephen Hawking
 272 S., geb., ISBN 978-3-258-08199-1

Adam Ferner, Chris Meyns
Ideen, die die Welt veränderten
 Die bedeutendsten Bücher der Geistesgeschichte
 272 S., geb., ISBN 978-3-258-08237-0

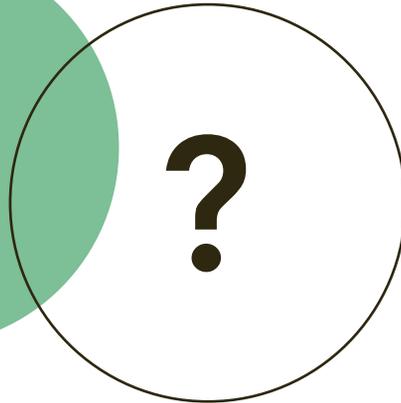
Haupt

Wissenschaft als Lesevergnügen: Diese Werke veränderten unsere Sicht auf die Welt. Jeweils 150 Bücher in einem Buch!

Jetzt im Buchhandel
www.hauptverlag.com



ANDERS DENKEN



Neue Bücher beschäftigen sich mit Utopien und utopischen Welten, mit progressiven Ideen der nicht allzu alten Vergangenheit für morgen und für übermorgen, auf dass die Zukunft – hoffentlich – gerechter, sozialer und grüner werde.

ANDERSWELTEN. BESSERWELTEN!

— VON ALEXANDER KLUY

1516 war ein Jahr der Zäsur in der europäischen Geschichte. Denn am Georgitag, in jenem Jahr der 23. April, erließ der Herzog von Bayern die Vorschrift, dass zum Brauen von Bier nie »mehr Stücke als allein Gersten, Hopfen und Wasser« plus Malz verwendet werden sollen. Herzog Wilhelm IV. war mit diesem Reinheitsgebot seiner Zeit weit voraus, ist es doch eines der ältesten noch immer gültigen Lebensmittelgesetze. Und somit eine realisierte Utopie, die alles, was im Bereich der Regulierung des Nahrungsmarktes heutzutage unternommen wird, in den Schatten stellt.

Im Dezember desselben Jahres erschien in England eine Schrift des Königsberaters Thomas More (latinisiert »Morus«), die in die Zukunft gerichteten Denken ab dann den Namen gab, »De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia«, »Vom besten Staate und der neuen Insel Utopia«.

Utopia, wörtlich: kein Ort, nirgends. Übertragen: der gute, der bessere Ort. Seither ist utopisches Denken wesentlicher Bestandteil der Menschheit, über das tagtäglich Faktische hinauszudenken, Neues, anderes zu beschwören, Neues zu visionieren.

Über das Utopische im Heute nachzudenken, ist das in der aktuellen Politik-Horizontreduktion und angesichts hektischer breaking news nicht antiquiert und überholt? Oder stimmt das Gegenteil: Ist es nicht eher an der Zeit? Nicht zuletzt, um ältere Hypothesen und Ideen zu revidieren und neue Virulenz ausfindig zu machen? Wie neu respektive wie alt ist eigentlich das Bedingungslose Grundeinkommen, ist die Vier-Tage-Arbeitswoche?

Der Politikwissenschaftler Thomas Schölderle verantwortet in der »Akademie für Politische Bildung« in Tutzing am Starnberger See südlich von München deren Publikationen. Er legt nun eine gelehrte Abhandlung vor. Das Wirken von Denkern zwischen Renaissance, Barock und Gegenwart

Abb.: Karte von Utopia, Abraham Ortelius, 1595–96, Wikimedia Commons

zeichnet er nach – das zehnte und Schlusskapitel ist der Ausdeutung des Romans »Corpus Delicti« der Autorin und Juristin Juli Zeh gewidmet. Es geht um die Historie präsentierter, umrissener Utopien, die mal den Raum betrafen, mal die Zeit. Wie veränderte sich das Wesen utopischer Konzeptionen, wieso wurden sie im Heraufzug des Industriezeitalters immer dunkler – hier hätte man sich auch etwas über die frühe Science-Fiction etwa eines H. G. Wells gewünscht, daran anknüpfend auch Gedanken über das Goldene Zeitalter der futuristischen Literatur der 1930er- bis frühen 1960er-Jahre –, welche emanzipatorischen Beimischungen gab es über die Zeit? Letzteres untersucht Schölderle anhand eines feministisch-utopischen Romans. Zumeist weniger bis kaum Bekanntes findet man in diesem mit Fußnoten reich gesegneten Buch, so den englischen Philosophen James Harrington oder eine utopische Gemeinschaft von Seeräubern.

Das Gegenstück zu dem ausstattungstechnisch puritanischen Band Schölderles ist Ophélie Chavaroches und Jean-Michel Billiouds »Atlas der utopischen Welten«. Mit Hilfe von 150 Farbfotografien, 15 Aufnahmen in Schwarz-Weiß, 2 Farbtafeln, 84 Zeichnungen in Farbe und 22 in Schwarz-Weiß entführen die Professorin für Geisteswissenschaften an der Sciences Po in Paris und der Schriftsteller zu 82 Visionen.

Natürlich beginnen sie mit Morus' Insel Utopia, auf die eine negative Utopie folgt, die Insel Atlantis, darauf Eldorado und Wakanda aus dem Marvel-Comic-Kosmos. Sie gehen auf gebaute Utopien ein, von Alexandria über Arcosanti bis zu Le Corbusiers Regierungsstadt Brasília, auf Wohnen im Baum, Wohnen im Meer, Leben auf dem Mars, auf geschriebene Utopien, die Verfassung des republikanischen Frankreichs von 1793 beispielsweise oder die theoretischen Schriften, die »1968« vorbereiteten und umrahmten, auch auf technologische Innovationen wie fliegende Automobile oder den Hyperloop. Dass der Band etwas matt ausklingt mit Porträts unterschiedlich überzeugender »Botschafter« von Leonardo da Vinci über Ludwik Zamenhof, der die Universal-Friedenssprache Esperanto ersann, bis rätselhafterweise zu Joan Baez und Edward Snowden ist bedauerlich, dafür entschädigen die vielen schönen Abbildungen.

Dass einige Utopien umkippten, zu Gewalt verkamen, dystopisch wurden und zu verheerenden Katastrophen, ist bekannt. Darf man dennoch Utopisches karikieren, parodieren und Hohngelächter aussetzen? Martin Sonneborn, der deutsche Satiriker und Co-Herausgeber der Satirezeitschrift »Titanic«, wurde 2014 und 2019 für »Die Partei« ins Europäische Parlament gewählt und verspottete mit »Herr Sonneborn geht nach Brüssel« das bürokratische, oft im Nirgendwo – also in Utopia – versandende EU-Prozedere, indem er es mit spitzer Feder aufspießte und einfach beschrieb, was der Wittgensteinsche Fall war. Nun stellt er in seinem neuen Buch »99 Ideen zur Wiederbelebung der politischen Utopie« die utopischen Leerstellen politischer Parteien und deren Programme in all ihrer bedenklichen Denkabwesenheit bloß. Er konterkariert diese mit einem Manifest, einer Melange aus Kabarett- und dem Parteiprogramm seiner »Partei«, und 99 Visionen. Sein Lieblingsinstrument: nicht das Florett, sondern eher der Spaten aus Plastik, mit dem er, die Kraus'sche »Fackel« unterm Arm, auf die Hirne der



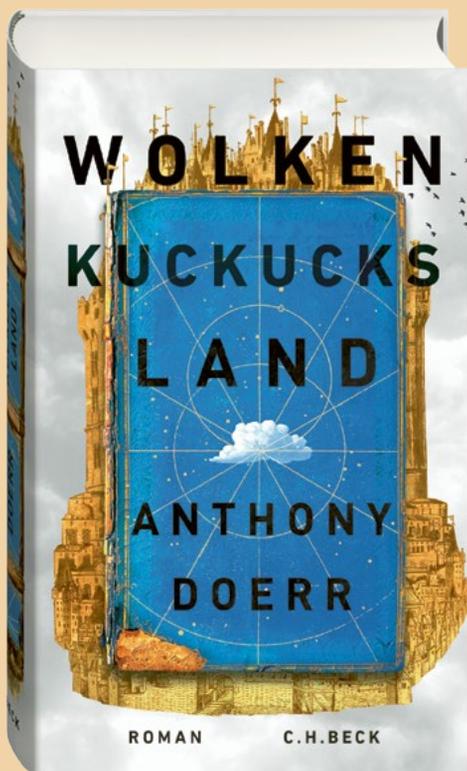
»Straßburg im Jahr 2100 als ›Stadt in den Bäumen‹ nach der Vorstellung von Luc Schuiten.« Aus: Chavroche / Billioud: Atlas der utopischen Welten

Gegenwart schlägt: »Die verblödete Arbeiterschaft, die immer vor Ruinen stand, ist mittlerweile in einem so selbstzerstörerischen Ausmaß verblödet, dass es noch nicht einmal mehr für eine auch nur halbwegs zutreffende Selbstverurteilung reicht.« Das ist urböse wie oft urlustig, selten geraten die Sager banal, sind die Pointen flach.

Flachheit, das bewegte ab 1928 den bayerischen Architekten und Bohemien Herman Sörgel (1885–1952). »Atlantropa«, eine Fusion von Atlantik und Europa, schwebte ihm vor: ein gigantisches Staudammvorhaben. Seine Utopie war, den Spiegel des Mittelmeers um 100 bis zu 200 Meter abzusenken und dadurch Neuland zu gewinnen. Er kalkulierte mit rund einer halben Million Quadratkilometer – ungefähr 20 Prozent der Meeresfläche –, wollte eine gewaltige Brücke von Tunesien nach Sizilien schlagen und durch Staudämme bei Gibraltar und am Bosphorus Energie erzeugen. Denn, so Sörgels Annahme, in Zukunft würden fossile Ressourcen, Erdöl und Kohle, immer rarer und teurer werden. »Atlantropa« war eine Gegenvision zur »Festung Europa«; letztlich scheiterte die Idee, heute ruht Sörgels Nachlass im Archiv des Deutschen Museums in München.

Diese Geschichte eines weltumspannenden Weltfriedens inklusive der Liebesgeschichte Hermans, des überzeugten Pazifisten, und seiner Frau Irene erzählt nun der Berliner Matthias Lohre, plastisch, detailreich. Lustigerweise hatte sich Sörgel einst durch ein erzählendes Sachbuch inspirieren lassen, durch »The Outline of History« des englischen Science-Fiction-Autors und Spiritisten H. G. Wells.

Herbert Kapfer leitete 21 Jahre lang, bis 2017, die Abteilung Hörspiel und Medienkunst im Bayerischen Rundfunk zu München. Unter seiner Ägide entstand eine Fülle von experimentellen Klang-Sprech-Arbeiten. 2019 widmete er der Revolution und der utopischen Münchner Räterepublik nach dem Ende des Ersten Weltkriegs einen Roman. In »Utop«, um acht Seiten länger als »1919«, hebt er das 20. Jahrhundert aus den Angeln und tariert es neu ein und aus. Dazu verwendet er Utopisten des 19. Jahrhunderts wie des 21. Jahrhunderts, Klima-Aktivistinnen oder auch Charles Fourier (1772–1837), Kritiker des frühen Hochkapitalismus. Mit vielen Schnitten, Zeitsprüngen und Erzählzeitlöchern – Kapfer gab 2014 die aus 240 Tagebüchern montierte »Verborgene Chronik 1914« heraus – und mit noch mehr Personen der Zeitgeschichte, darunter Simone Weil, Ernst Bloch und vielen anderen, präsentiert Kapfer einen Rösselsprungroman. In Gestalt eines ständig changierenden Fliegenden ►

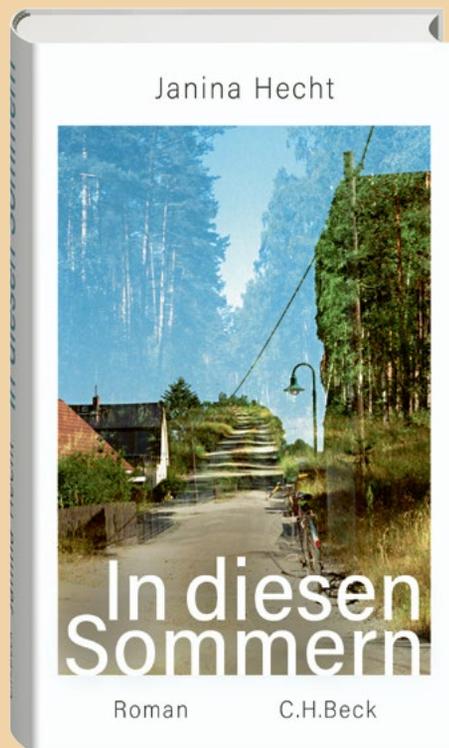


Aus dem Englischen von
Werner Löcher-Lawrence.
532 Seiten. Gebunden
€ 25,-[D] | € 25,70[A]
ISBN 978-3-406-77431-7

Konstantinopel 1453, Idaho 2020, ein Raumschiff in der Zukunft – fünf junge Menschen im Bann derselben Geschichte

«Eines dieser Bücher, die unser Leben verändern.
Ein absolutes Meisterwerk.»

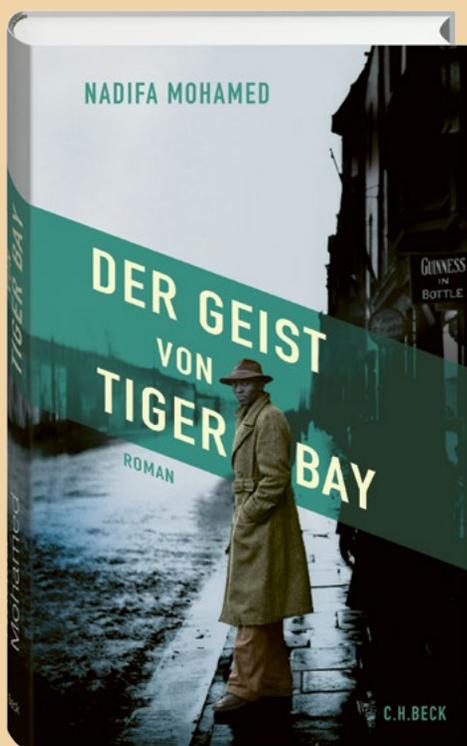
Betsy Burton, The King's English Bookshop



175 Seiten. Gebunden
€ 20,-[D] | € 20,60[A]
ISBN 978-3-406-77449-2

«Ein Reigen teils kürzerer, teils längerer Erinnerungstableaus, die von enormer Wahrnehmungsschärfe und sprachlicher Sensibilität zeugen.» *Andreas Wirthensohn, Wiener Zeitung*

«Die Art, wie Janina Hecht erzählt, lässt bei der Lektüre einen Wärmestrom entstehen ... Ein schrecklich schönes Buch.»
Christian Baron, Der Freitag



Aus dem Englischen von
Susann Urban.
368 Seiten. Gebunden
€ 24,-[D] | € 24,70[A]
ISBN 978-3-406-77682-3

1952, Jahre nach seiner Ankunft, ist der Somalier Mahmood Mattan längst fester Bestandteil von Tiger Bay, dem berühmten Hafengebiet von Cardiff. Doch als eine Ladenbesitzerin brutal ermordet wird, richten sich plötzlich alle Augen auf Mahmood.

«Ein außerordentlich eindrucksvoller Roman, voller Mitgefühl und Scharfsinn, der sich beunruhigend aktuell anfühlt.»

Pankaj Mishra, Autor von «Das Zeitalter des Zorns»



Aus dem Norwegischen
von Gabriele Haefs und
Andreas Brunstermann.
270 Seiten. Gebunden
€ 24,-[D] | € 24,70[A]
ISBN 978-3-406-77422-5

Im lange erwarteten neuen Band seiner Insel-Saga erzählt Roy Jacobsen mit Lakonie und poetischer Kraft von der Härte des Insellebens am Rande der Zivilisation.

«Das Beste, was Roy Jacobsen über das Leben an der Helgelandküste geschrieben hat.» *Aftenposten*

C.H. BECK
WWW.CHBECK.DE

Fiktionsteppichs. Wie heißt es fast genau in der Mitte des Buches: »Es gibt für den Erfindungsgeist des Menschen keine Utopie; es gibt nur ein Noch-nicht.« Über ebendieses Noch-nicht-da-Sein und Noch-nicht-Dasein rhapsodiert Kapfer, zwischen sattem Erzählen und essayistischen Passagen hin- und herkaleidoskopierend. Manchmal vermeint man, in all dem Orkanrausch den Überblick zu verlieren. Nicht alles spielt sich auf demselben Niveau ab.

Denkniveau – und Sozialismus heute: Geht das nach den Debakeln des Staatssozialismus in Mittelosteuropa, Kuba, Nordkorea zusammen?

Es lebe der Sozialismus! So heißt das Paperback mit »Interventionen« des französischen Ökonomen Thomas Piketty im französischen Original. Nun ist ja der 50-jährige Linke, Professor an der École des Hautes Études en Sciences Sociales, auf dem kapitalistischen Buchmarkt selbst zum Bestsellerautor geworden. Sein voluminöser Band »Das Kapital im 21. Jahrhundert« (2013, deutsch 2014) wurde nicht nur mit renommierten Preisen ausgezeichnet, es verkaufte sich glänzend. In seinen folgenden Publikationen über Ungleichheit, dann in »Kapital und Ideologie«, 1312 Seiten stark, über die Rhetorik, mit der der Kapitalismus seine selbst generierte Zerrissenheit legitimiert, trat immer deutlicher ein Neomarxismus zutage. Wem die hochkomplexen Tabellen, die Vielzahl an aufgetürmten Zahlenwerken und die ausufernden Analysen zu weit gingen, dem sei zu den hier versammelten 41 Aufsätzen geraten, die mit Ausnahme des Vorworts und eines Textes jeweils vier Seiten kurz sind. Es handelt sich um Kolumnen, die Piketty zwischen September 2016 und Juli 2020 für die Pariser Tageszeitung »Le Monde« schrieb, die deutsche Ausgabe ist um neuere Beiträge ergänzt, die Mitte Februar 2021 enden. Da geht es um Ungleichheit bei der Entlohnung, ökonomische Ungleichbehandlung der Geschlechter, um den Staat als Investor, um Vermögenssteuer, den Umbau der Europäischen Union, Grundeinkommen, Identitätskonflikte, Internationalismus und Rassismus. Zusehends realisiert man, dass diese Texte zum Tage und den sich teils überschlagenden, manchmal entgleisenden Zeitläuften ihn als zwar aufmerksamen Beobachter zeigen, allerdings selten als wirklich originellen Intellektuellen. Vielmehr positioniert er sich in der tiefen Furche radikal linker Politik, entschieden zentristisch, dezidiert etatistisch. Für viele dürften diese Texte ein leichter Einstieg in das utopische Denksystem Pikettys sein als seine Hauptwerke.

Auch Klaus Dörre, Ordinarius für Soziologie in Jena, plädiert für einen Neosozialismus, der zudem neu das Skelett einer Nachhaltigkeitsrevolution enthält. Die 21 Kapitel, von »Pandemie stoppt Klimawandel!« über nachhaltigen bis zu einem digitalen Sozialismus, lesen sich gut und flüssig, man merkt den erfahrenen Hochschullehrer. Dörres Leitthese: Der Sozialismus muss sich als »attraktive Utopie bewähren, um überhaupt gesellschaftlich und politisch Wirkung erzielen zu können«. Dies dekliniert er recht anregend durch. Ein interessantes Buch für jene, die politisch auf seiner Linie sind, eine noch interessantere Lektüre für all jene, denen eine neomarxistische Utopie unter der Fahne ökologischer Nachhaltigkeit leicht suspekt erscheint.

Thomas Schölderle
Entlegene Pfade.
Vergessene Klassiker
utopischen Denkens
Campus, 320 S.



Ophélie Chavarache,
Jean-Michel Billioud
Atlas der utopischen
Welten. 82 Visionen
der Menschheit
Kosmos, 256 S.



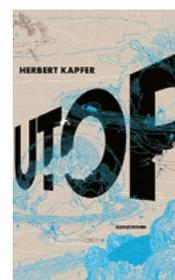
Martin Sonneborn
99 Ideen zur Wiederbeleb-
ung der politischen Utopie.
Das kommunistische
Manifest
Kiepenheuer &
Witsch, 192 S.



Matthias Lore
Der kühnste Plan seit
Menschengedenken
Wagenbach, 480 S.



Herbert Kapfer
Utop
Kunstmann, 440 S.



Thomas Piketty
Der Sozialismus der
Zukunft. Interven-
tionen
C.H.Beck, 232 S.



Klaus Dörre
Die Utopie des So-
zialismus. Kompass
für eine Nachhaltig-
keitsrevolution
Matthes & Seitz
Berlin, 260 S.

Leopold Federmair
Parasiten des 21.
Jahrhunderts. Essays
aus beiden Welten
Otto Müller, 364 S.



Leopold Federmair ist nicht nur Romancier und Übersetzer, er lehrte lange an Universitäten in Europa und Südamerika, seit 2006 in Japan. In seinen vier unterschiedlich langen Aufsätzen, der Auftakt »Lob des Parasiten« ist der kürzeste, flottiert er mit anmutiger Radikalität und alle Genrekonventionen ignorierend frei zwischen essayistisch-assoziativer Reflexion, mäandernder Kulturkritik, Verdammung der Ideenlosigkeit der Zeit, vulgo: fehlenden Utopien, und literarisch fundierter Diagnose. »Unsere Zeit«, heißt es da, »ist paradoxerweise beides: zukunftsängstlich und zukunfts-süchtig.« Gerade dieses Hin- und Hergerissensein dient ihm als Feuerstein, auf den er Gedanken nach Gedanken herab-sausen lässt und einen anregenden illuminierten Funkenflug erzeugt.

Vor 30 Jahren meinte der deutsche Politikwissenschaftler Iring Fetscher: »Ohne solche Augenöffner würden wir blind in die Katastrophe laufen, die heimlich noch immer von vielen »geglaubt« Pseudo-Utopie ist die eines unbegrenzten Wachstums, weltweit, und der Möglichkeit friedlichen Zusammenlebens zwischen einer immer noch verarmenden Mehrheit und einer reichen Minderheit auf dieser Erde.« Als Trost ein Bier? Besser vielleicht ein ganzes Bündel alt-neuer Utopien für eine lebenswertere, bessere Welt. ■

Leere Wände

Arsène Lupin und Kollegen, oder: eine neue kleine Geschichte des Kunstraubs

Der Duke of Marlborough verschwand durchs Toilettenfenster, das Salzfässchen über ein Gerüst. Francis Bacon verabschiedete sich durch den Vordereingang; und um das junge Mädchen und den irren Soldaten wegzuschaffen, benötigte man nur etwas Bauschaum und einen Pappkarton. – Nicht um lebende Personen handelte es sich dabei, sondern um Kunstobjekte und Gemälde, deren Marktwert auf mehrere Millionen Euro taxiert wurde, wenn sie nicht gar wie Francisco de Goyas Porträt des Duke of Marlborough als unbezahlbar galten, und die samt und sonders aus Museen geraubt wurden.

Die Münchner Kunsthistorikerin Susanna Partsch widmet nun ihr neues Buch dem Thema »Kunstdiebstahl«. Durch 15 Kapitel und mehrere Jahrhunderte hindurch und über Kontinente hinweg. Ob nun Cézanne, Vermeer oder Lucian Freud, Klimt oder Rembrandt, Caravaggio oder Tilman Riemenschneider oder auch die Geschmeide in Dresdens Grünem Gewölbe 2019 (fast genau zum Jubiläum, denn in Dresdens Kunstkammer wurde schon 1623 eingebrochen): alle gestohlen und mehrheitlich nie mehr aufgetaucht, verschollen. Am Rande geht sie auf Raubkunst und auf die Beutezüge der Nazis ein, auch auf literarische Verarbeitungen und zum Schluss auf Künstler wie Timm Ulrichs oder den Körper-Aktionskünstler Ulay, die Kunstdiebstahl als Motiv einsetzten in »performativen Akten«. Nicht Weniges ist recht hinlänglich bekannt. Wirklich süffig erzählt ist das solide, sprachlich nicht vor stilistischen Brüchen gefehte Buch an jenen Stellen, an denen Partsch zitiert. ■



Susanna Partsch
Wer klaut die Mona Lisa? Die berühmtesten Kunstdiebstahle der Welt
C.H.Beck, 240 S.



Nicole Seifert
Frauenliteratur. Abgewertet, vergessen, wiederentdeckt
Kiepenheuer & Witsch, 224 S.



Svenja Flaßpöhler
Sensibel. Über moderne Befindlichkeit und die Grenze des Zumutbaren
Klett-Cotta, 270 S.
ET: 20. Oktober

Lesen Männer Frauenliteratur?

Aufwühlend: Warum man die Frauen in Frauenliteratur durchstreichen muss.

Von allen Provokationen, die Seifert anstachelten, dieses hochexplosive Sachbuch zu verfassen, dürfte Marcel Reich-Ranickis Reaktion auf den Text von Karin Struck beim Bachmann-Wettbewerb 1977 wohl eine der grundlegendsten gewesen sein: »Wen interessiert, was die Frau denkt, was sie fühlt, während sie menstruiert? Das ist keine Literatur – das ist ein Verbrechen.« – Nur ein kleines Beispiel starker Wutfaktoren, die sich im Laufe der Lektüre türmen und den persönlichen Wutpegel stetig steigen lassen. Temperamentvoll schreibt Seifert gegen die zwei Kernbehauptungen an: »1. Frauen hätten kaum geschrieben. 2. Was sie geschrieben haben, sei leider von mangelhafter Qualität und könne nicht mithalten mit den Werken der Männer. Beides ist falsch.« Und beides leicht zu entkräften. Frauen haben nicht weniger geschrieben als ihre männlichen Kollegen: Aufgrund von Kanonisierungsmechanismen sind sie aber in Vergessenheit geraten. Erhellend hier das Beispiel von Gabriele Reuter, deren Buch »Aus guter Familie« ebenso erfolgreich wie das recht ähnliche »Effi Briest« vermarktet, nur schmähdlich vom Feuilleton ignoriert wurde. Überhaupt kann sich Letzteres an der Nase nehmen: 2018 wurden in der FAZ in einem Monat 47 Autoren besprochen, aber nur 16 Autorinnen. Das mag sich in der Zwischenzeit ein wenig gebessert haben, außerdem entdecken viele Verlage Autorinnen wieder, vom großen Umdenken sind wir aber, so Seifert, noch weit entfernt. Pflichtlektüre für jede/n in der Literaturbranche Tätigen, wichtig und informativ für alle. ■

Polemiker versus Schneeflöckchen

Schlachtfeld Mitgefühl: ein äußerst relevanter Beitrag zur Sensibilitätsdebatte

Wenn Sie Leid im Fernsehen sehen: Müssen Sie sich dann abwenden oder diskutieren Sie mit Ihrem Partner, was dagegen getan werden kann? Philosophin Svenja Flaßpöhler eröffnet gleich zu Beginn ihres neuen Sachbuchs den – auf die Spitze getriebenen – Machtkampf zwischen Resilienz und Sensibilität, in der Folge verbildlicht durch einen (natürlich fiktiven) Dialog zwischen dem resilienten Friedrich Nietzsche und dem hochsensiblen Emmanuel Lévinas. Während den einen vorgeworfen wird, emotionale »Snowflakes« zu sein und egozentriert die Kultur des »Mimimi« zu befeuern, wird dem Gegenpart das Empathievermögen abgesprochen, ja sogar generell Emotionen. Sensible Persönchen, die von allen außer sich selbst Schutz vor der Welt erwarten versus der ignorante, reaktionäre Political-Correctness-Feind: eine Debatte, die unsere Gesellschaft umtreibt. Angefangen bei Genderfragen und Sprachsensibilität über Sichtbarmachung von »kultureller Aneignung«, Problematiken bei der Übersetzung der Lyrik von Amanda Gorman bis hin zu Triggerwarnungen, die so mancher Verlag sogar seinen Büchern voranstellt: heutzutage hochentzündliche Themen.

Flaßpöhler rollt eine informative, auch literarisch gefärbte Kulturgeschichte der Empfindsam- und Verletzlichkeit auf, stellt etwa einen Sensibilisierungsschub durch die Aufwertung des Erzählens fest oder legt dar, dass Empathie per se noch nicht moralisch ist. Wenn auch der Schluss – Resilienz und Sensibilität seien Schwestern statt Konkurrentinnen – bald schon absehbar ist, so ist der Weg hin zu diesem Fazit ein unerlässlicher Kommentar unserer Zeit. ■

Alexander Kluy

Katia Schwingshandl

Katia Schwingshandl



DAS TIEFE BLAU DES LEBENS

Ozeane sind zugleich Sehnsuchtsort, Wirtschaftsraum und ein Hotspot der Umweltgefährdung.

— VON MARTIN KUGLER

Der Ozean ist der bei Weitem größte Lebensraum auf unserer Erde. Für uns Menschen ist er der Inbegriff von unendlichen Weiten, von unerschöpflichen Ressourcen, von unbezähmbarer Natur, aber auch von Vielfalt und Schönheit. Die Weltmeere weckten stets auch unsere Neugier, was sich denn hinter dem Horizont verbergen möge, welche fremden Welten dort auf ihre Entdeckung »warteten«. Wir Menschen fürchten, lieben und nutzen die Gewässer seit jeher – und heute übernutzen und schädigen wird sie in ungeahntem Ausmaß und Tempo. Durch die menschengemachte globale Erwärmung werden Lebensräume verändert und Korallenriffe zerstört; die Versauerung und die Abnahme des Sauerstoffgehalts des Meerwassers bedroht viele Arten; durch Überfischung verschwinden gewaltige Fischschwärme; und riesige Mengen an Abwässern und Plastikmüll tun das Ihrige, um das Leben im Meer zu gefährden.

Foto: Jorgi Poll

WISSEN, ERLEBEN UND ÄSTHETISCHES ERFASSEN

Wir sind also drauf und dran, eine unserer wichtigsten Lebensgrundlagen zu zerstören. Um das zu verhindern, greifen immer mehr Meeresbiologen zur Feder bzw. Tastatur und wollen uns »Landeiern« die Faszination der Ozeane nahebringen. Denn wie es die italienische Meeresbiologin Mariasole Bianco ausdrückt: »Menschen schützen das, was sie lieben, und lieben das, was sie gut kennen.« Als »leidenschaftliche Anwältin für den Schutz des Meeres«, wie sie sich selbst bezeichnet, erzählt sie vom tiefen Blau des Meeres – der »beherrschenden Farbe eines Großteils unseres Planeten« –, vom reichen Leben, das sich in der Tiefsee, an der Oberfläche und an den Küsten tummelt. Ihr geht es insbesondere um die Vermittlung von »Ozeankompetenz« (Ocean Literacy), die die UNESCO in einigen Leitsätzen formuliert hat – etwa, dass das Meer und das Leben im Meer die Merkmale der Erde prägen, einen großen Einfluss auf Klima und Wetter haben und die Erde erst bewohnbar machen. Und dass das Meer und der Mensch untrennbar miteinander verbunden sind. ►

Die Vermittlung der Ozeankompetenz ist auf vielen Ebenen möglich – von wissenschaftlichem Erkennen über persönliches Erleben bis hin zu einem ästhetischen Erfassen. »Wir stehen am Scheideweg«, meint Bianco jedenfalls. Die Entscheidungen, die wir in den nächsten zehn Jahren treffen, würden die Richtung für die nächsten 10.000 Jahre bestimmen, meint sie.

REICHES LEBEN UNTER UND ÜBER WASSER

Eine Ansicht, der sich auch Uli Kunz anschließt. Er nutzt seine jahrzehntelange Erfahrung als fotografierender Forschungstaucher vor allem dazu, den Menschen die Schönheit der Unterwasserwelt nahezubringen. Seine Fotos sind atemberaubend, sie wollen allerdings kein idyllisches Bild der Meere zeigen, sondern die ganze Realität. Etwa wenn er ausführlich dokumentiert, wie Kegelrobben brutale Jagd auf Seehunde machen oder wie Schleimaale alles fressen, was ihnen unter ihre Zähne kommt. Kunz zeigt, wie heutiger Fischfang funktioniert und welche schonenderen Methoden seit Jahrhunderten z. B. auf den Malediven praktiziert werden. Faszinieren können nicht nur seine Begegnungen mit Haien, sondern noch viel mehr seine Expeditionen in dichte Algenwälder, welche – den oberirdischen Regenwäldern gleich – eine ungeheure Vielfalt an Pflanzen und Tieren beherbergen.

Das Meer umfasst neben den gigantischen Wassermassen auch seine Ränder und den Luftraum darüber. Dieser wird beherrscht von Seevögeln, die, wie es Adam Nicolson ausdrückt, »die seltenste Spielart der Schöpfung« sind. Denn sie erfüllen radikal gegensätzliche Anforderungen: Als fliegende Wesen ist ihre Lebensgrundlage das Wasser, sie brauchen aber auch das Land (zum Brüten). Der britische Naturjournalist folgt seit Jahrzehnten den Seevögeln über den Atlantik – von Brutkolonien in der Nordsee bis an die amerikanischen Küsten und auf die Falkland-Inseln, die Kanaren und Azoren. In ungeheurer Detailfülle und mit »obsessiver Begeisterung« beschreibt er das Leben von zehn Seevogelarten, denen allen gemeinsam ist, dass sie riesig, langlebig und monogam sind. Manche sind darauf spezialisiert, mit kräftigen Flügelschlägen lange Tauchgänge zu absolvieren (etwa Papageientaucher), andere wiederum unternehmen ungeheure Flugreisen (wie der Albatros), wieder andere leben komplett am Meer und grasen systematisch die Oberfläche ab (wie die Dreizehnmöwen).

AUSFLUG IN DIE KRYOSPHERE

Einer speziellen Spielart des Elements Wasser, nämlich seiner festen Form, und des Lebens darauf nimmt sich die deutsche Grafikerin Esther Gonstalla an: In 50 exzellenten Infografiken spürt sie der sogenannten »Kryosphäre« nach – der Welt der Arktis und Antarktis, des auf dem Meer treibenden Eises und den Gletschern. Kein Aspekt wird dabei außer Acht gelassen. Wussten Sie beispiels-

weise, dass es mehrere Arten von Meereis gibt? Bei Windstille formt sich aus einem Eisbrei (kleinen Eisnadeln im Meerwasser) eine dünne Eisdecke (»Nilas«), die immer dicker wird; beim Gefrieren wird das salzige Meerwasser in feinen Kanälen im Eis abgelagert und entweicht über die Zeit. Bei starkem Wind und Wellengang entsteht hingegen sogenanntes »Pfannkucheneis«, das an den Rändern nach oben gebogen ist; in der Folge werden die einzelnen Schollen vom Wind an die Packeisdecke geschoben. In solche Prozesse greift der Mensch massiv ein: Die Erwärmung an der Oberfläche verläuft in der Arktis 2,5-mal schneller als in den Tropen.

SCHÜTZEN UND NÜTZEN

Das Meer zu schützen ist zum einen ein Ziel für sich – wir haben eine moralische Verpflichtung, das Leben unserer Mitgeschöpfe nicht zu gefährden und die Natur in einem guten Zustand an unsere Nachkommen weiterzugeben. Zum anderen sind intakte Ökosysteme auch die Basis dafür, dass wir die Ozeane für unsere Zwecke nützen können. Und das tun wir seit vielen Jahrtausenden, wie der britische Historiker David Abulafia in seiner fulminanten neuesten Veröffentlichung darlegt. Berühmt geworden durch seine monumentale Geschichte des Mittelmeeres, nahm er sich für seinen neuen 1100-Seiten-Wälzer nichts Geringeres vor, als »die Geschichte der großen Weltmeere in ihrer Gänze« zu schreiben. Sein Fokus liegt dabei weniger auf den Entdeckern, sondern vielmehr auf den Kaufleuten, die ihnen folgten und die neuentdeckten Routen in feste, zuverlässige und regelmäßige Verbindungen verwandelten, auf denen Güter und Ideen über weite Strecken transportiert wurden. Beginnend mit der Besiedlung pazifischer Inseln vor 65.000 und mehr Jahren behandelt der Gelehrte ägyptische Expeditionen im Roten Meer genauso wie osmanische und chinesische Unternehmungen. Er betont, dass sich die europäische Expansion in der frühen Neuzeit nicht ohne die Aktivitäten nicht-europäischer Händler und Seeleute erklären lässt. Und endet schließlich in der massiven Umwälzung des Seeverkehrs durch die Einführung von Containern.

Viele denkwürdige Geschichten aus der Seefahrt, insbesondere von angeblichen und echten Schiffbrüchen, hat der französische Historiker und Journalist Cyril Hofstein zusammengetragen. Es geht unter anderem um bekannte Legenden wie den »Fliegenden Holländer« oder um denkwürdige Episoden wie den Untergang der schwedischen Vasa anno 1628 bei ihrer Jungfernfahrt. Thematisiert werden aber auch Dramen wie jene um die Segelyacht Mignonne, bei dem 1884 drei Seeleute überlebten, weil sie einen vierten verspeist hatten. Schiffbrüche bzw. auf Inseln gestrandete Seeleute regten immer schon die Fantasie der Menschen an, und wie man bei der Lektüre erfährt, zog auch Jules Verne daraus so manche Idee für seine fiktionalen Romane.

SPUREN AM MEERESGRUND

Die menschlichen Aktivitäten auf den Gewässern hinterlassen freilich nicht nur narrative, sondern auch materielle Spuren. Diese zu suchen ist eine Domäne von Unterwasserarchäologen. Und was diese bisher alles fanden, ist imponant, wie der Forschungstaucher Florian Huber anhand von 27 Fundstätten in Deutschland zeigt. In der Ostsee beispielsweise liegen zahlreiche Funde aus der Wikinger- und vor allem der Hansezeit – Schiffswracks genauso wie uralte Hafenanlagen und Ladegut. Das Tolle dabei ist, dass vielfach auch organische Materialien erhalten sind, weil das Wasser für einen Abschluss von Luftsauerstoff sorgt und Sedimente die Fundstücke schützen. In der Nordsee wiederum gibt es reihenweise Fundstellen, die von den schrecklichen Schlachten der beiden Weltkriege zeugen – etwa von den harten Kämpfen um Helgoland.

Was kaum jemand weiß: Im Mai 1945 erging der sogenannte »Regenbogen-Befehl«, der die Selbstversenkung der deutschen U-Bootflotte vorsah. Mehr als 200 Wracks liegen noch heute am Meeresgrund und bieten als eine Art künstliche Riffe neuen Lebensraum für Meeresbewohner – ein unbeabsichtigter Beitrag des Menschen zur Förderung der Artenvielfalt im Meer. ■

Mariasole Bianco
Planet Ozean. Unser Leben hängt vom Meer ab, die Zukunft der Meere von uns
Folio Verlag, 224 S.

Ulli Kunz
Leidenschaft Ozean. Expeditionen in die Tiefe
Knesebeck, 240 S.

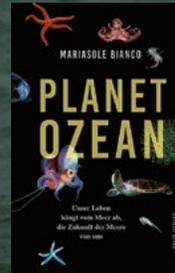
Adam Nicolson
Der Ruf des Seevogels. Aus dem Leben von Papageientauchern, Tölpeln und anderen Meeresreisenden
Liebeskind, 368 S.

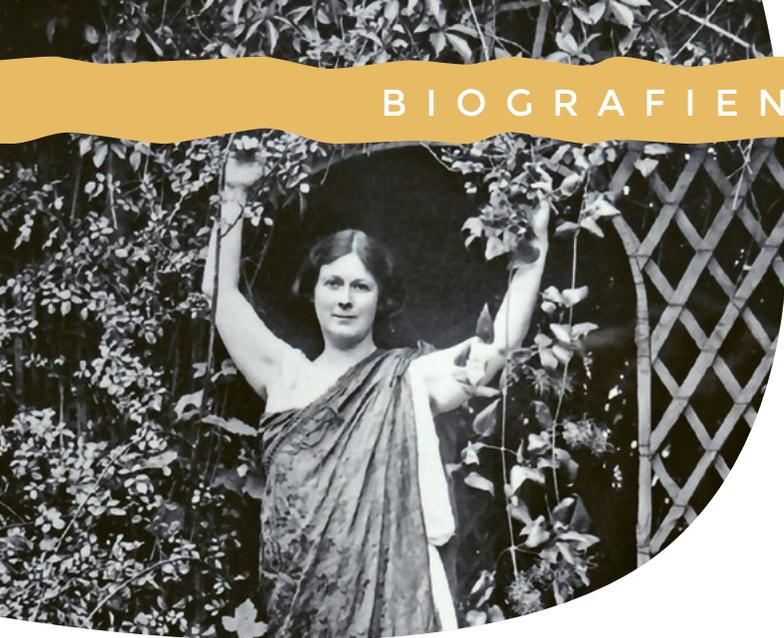
Esther Gonstalla
Das Eis-Buch. Alles, was man wissen muss, in 50 Grafiken
Oekom, 112 S.

David Abulafia
Das unendliche Meer. Die große Weltgeschichte der Ozeane
S. Fischer, 1168 S.

Cyril Hofstein
Atlas der maritimen Geschichten und Legenden
DuMont, 136 S.

Florian Huber
Zeitreisen unter Wasser. Spektakuläre Entdeckungen zwischen Ostsee und Bodensee
wbg, 320 S.





ÜBER DIE FRAU, DIE ALLE VERZAUBERT

Die Urenkelinnen über das bewegte Leben Gabriëlle Buffets

VON MARIA NOWOTNICK

Gabriëlle Buffet ist »weder schön noch hässlich, sie ist etwas anderes«. Gabriëlle Buffet, französische Musikerin, Kunstkritikerin, Schriftstellerin, war die Ehefrau des erfolgreichen französischen Malers Francis Picabia und Geliebte des noch bekannteren Malers Marcel Duchamp. Die Urgroßmutter von Anne und Claire Berest starb 1985 mit 104 Jahren. Um diese besser kennenzulernen, wagen ihre beiden Urenkelinnen ein »Schreibexperiment«, um ihr eine Stimme zu geben, deren »Leben einem Roman gleicht.« Wir erfahren viel über die Rolle der Frau um die Jahrhundertwende und über diese außergewöhnliche Frau, die in diese Rolle irgendwie nicht passte. Eine Frau, die Musikerin werden wollte, sich dann der aufregenden und aufwühlenden Beziehung zu Francis Picabia hingab; die Marcel Duchamp mit in diese Beziehung brachte und die ganz nebenbei und teils heimlich vier gesunde Kinder zur Welt brachte. Im Hintergrund dieser außergewöhnlichen und intimen Künstlerinnenbiografie tobt der Erste Weltkrieg, auch deshalb reisen die Picabias viel, lernen immer wieder neue faszinierende Leute kennen ebenso wie die Anfänge des Dadaismus. Auch wenn es sich nur um einen kurzen Ausschnitt eines sehr bewegten Lebens handelt, muss man sich doch Zeit nehmen für diese Zusammenstellung aus Aufzeichnungen, Erinnerungen, Briefen und den persönlichen Einschüben der Autorinnen. Trotz des teils nüchternen Erzählstils fühlt man beim Lesen mit Gabriëlle, empfindet, was sie empfindet, genießt, was sie genießt; fürchtet, was sie fürchtet. Für Kunstkenner/innen und solche, die es werden wollen! ■



Anne und Claire Berest
Ein Leben für die Avantgarde. Die Geschichte von Gabriëlle Buffet Picabia
Aufbau, 304 S.

Foto: Familienarchiv

TANZEN! UND: CHAMPAGNER!

Michaela Karl erzählt das Leben der Tanz-Diva Isadora Duncan.

VON ALEXANDER KLUY

Seitdem die einst über Rudi Dutschke promovierte Michaela Karl mit ihren munter pittoresken, mittlerweile über drei Verlage verteilten, immer populärerem VIP-Biografien begann – Auftakt war ein Band über Dorothy Parker, gefolgt von einer Doppelbiografie Zelda und F. Scott Fitzgeralds, einer über Bonnie (Parker) und Clyde (Barrow), gefolgt von einem Band über Unity Mitford, die leidenschaftliche wie unwichtige englische Hitler-Anhängerin, und einem gründlich überflüssigen Porträt der großen irisch-amerikanischen Schriftstellerin Maeve Brennan – ist eines bei ihr immer deutlicher geworden: eine mehr als nur latente Unterforderung ihres Publikums.

Und was liest man nun gleich zu Beginn ihrer Lebensbeschreibung der Tänzerin Isadora Duncan, geboren 1877 in San Francisco, und im September 1927 in Nizza auf der Promenade des Anglais zu Tode gekommen, Todesursache: ihr langer Schal, der ihr, in Autofelgen verfangen, den Hals brach? Man liest von Duncan, dem Superstar, der Abenteurerin, dem »role model«, der Intensitätssucherin. Recht anbiedernd, plappernd, fast in einem People-Magazin-Tonfall. Leben, Lieben, Stationen, Aufstieg und Karriere, der opulente Lebensstil, die undiplomatische Arroganz, der Rassismus, die Altersangst der Duncan: Das alles ist weidlich bekannt und vielmals erzählt. Und wie so oft bei Karl in der Regel nur impressionistisch in die allgemeinen Zeitläufte eingebettet. Als Einführung geeignet, aber keine ernst zu nehmende Tiefenpsychobiografie. ■

Foto: Wikimedia Commons



Michaela Karl
Lasst uns tanzen und Champagner trinken – trotz alledem!
Isadora Duncan. Eine Biografie
btb, 448 S.





KINDER, KUNST UND KAPITAL

Informative Biografie eines intellektuellen, bourgeoisen Frauenlebens von 1883 bis 1971

VON CHRISTA NEBENFÜHR

Der Wikipedia-Eintrag zu Thea Sternheim hinterlässt gemischte Gefühle: eine Narzisstin, die wegen eines Faibles für Kunst und wegen bizarrer Lieben zum Anwalt Arthur Löwenstein und zum Dramatiker Carl Sternheim ihre drei Kinder vernachlässigte, von denen zwei drogensüchtig wurden und vor ihr starben. Ihre überlebende erste Tochter Agnes warf ihr das Versagen als Mutter auch vor, kümmerte sich dennoch um die hochbetagte Thea. Lässt sich der Vorwurf aus heutiger Sicht relativieren? Die Kunsthistorikerin Dorothea Zwirner versucht es und stützt sich dabei auf Thea Sternheims über sechzig Jahre akribisch geführtes Tagebuch, in dem sowohl deren intimsten Gefühle als auch die gesellschaftlichen Verhältnisse dokumentiert sind. Aber auch die Lektüre dieser Biografie hinterlässt gemischte Gefühle: Sie zeigt den eingeschränkten Spielraum begabter Frauen im 19. und 20. Jahrhundert und besticht durch scharfsinnige Analysen Thea Sternheims über Kunst und über ihre Dichterfreunde wie Gottfried Benn, André Gide und viele andere. Auch ihre Verurteilung der Kriegsbegeisterung von 1914 und erst recht des nationalsozialistischen Terrors zeugen von Hellsicht und Herzensbildung. Der Wohlstand der Bourgeoisie, der so viel Leidenschaft abseits notwendiger Erwerbsarbeit erst ermöglicht, wird allerdings weder von Zwirner noch von Thea Sternheim selbst problematisiert. Auch verliert sich die chronologische Lebensbeschreibung in erschöpfenden Details und treibt so manche Stilblüte. Insgesamt eine sehr informative Lektüre, aber nicht unbedingt ein Lesegenuss. ■



Dorothea Zwirner
Thea Sternheim. Chronistin der Moderne
Wallstein, 413 S.

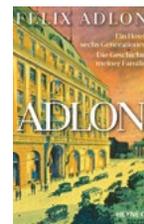
Bild: Franz Grainer

»ADLON OBLIGE«

Eine Berliner Institution: Felix Adlon auf unsentimentaler Spurensuche

VON MARIA LEITNER

1907, zur festlichen Eröffnung des Hotels, trinkt man stilvoll einen 84er Steinberger Riesling aus dem heimatischen Rheingau des Hotelgründers. »Die Bühne« schreibt wenige Jahre später: »Hier ist der Mittelpunkt der Welt.« Filmemacher Felix Adlon, Ururenkel von Louis, hatte mit dem Hotel wenig zu tun. Als Kind faszinierten ihn die Geschichten, die bei Familientreffen genüsslich zum Besten gegeben wurden, über osmanische Paschas, Filmstars, Urgroßmutter Tillis sagenhafte Wutanfälle, die kolportierten Untaten von Hedda, dem »Miststück«, dazu das alte Silberbesteck des Hotels – und das ironisch zitierte Motto »Adlon oblige«. Das Haus ist so facettenreich wie das Jahrhundert: dekadent – wilde Partys mit Drogen – und Alkoholkonsum nach dem ersten Kriegsende; subversiv – in den 1940er-Jahren hieß der Gruß mit ausgestrecktem Arm in der Küche »Halber Liter!«; Zufluchtsort – die österreichisch-jüdische Kernphysikerin Lise Meitner fand hier vorübergehend Unterschlupf; absurd – Frau von Karajans Pelz musste bei Luftangriffen in den Bunker des Hotels mit. Dem zerstörerischen Brand nach der russischen Plünderung folgte die Enteignung. Das Grundstück wurde erst 1996 restituiert, die Adlons noch viel später vom Vorwurf der Kollaboration freigesprochen. Felix Adlon geht unsentimental, aber empathisch den Spuren seiner Familie nach und erzählt lebendig vom wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg einer ambitionierten Familie über sechs Generationen hinweg. Und kann nebenbei die inkriminierte Hedda rehabilitieren ... ■



Felix Adlon
Adlon. Ein Hotel, sechs Generationen.
Die Geschichte meiner Familie
Heyne, 288 S.

Foto: Wikimedia Commons





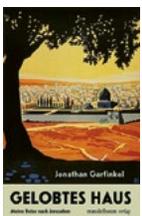
DAS EWIGE CHAOS

Jonathan Garfinkel packt alle erdenklichen Gefühle in sein »Gelobtes Haus«.

VON KONRAD HOLZER

Garfinkel ist ein 1973 geborener, jüdisch-kanadischer Autor, der sowohl mit Lyrik als auch mit Theaterstücken bekannt wurde. Er beginnt sein Buch liebevoll-ironisch mit der Beschreibung seines Lebens in einer jüdischen Gemeinde in Toronto. Nein, eigentlich steht am Anfang ein Prolog am Ben-Gurion-Flughafen in Tel Aviv, und diese paar Zeilen lassen einen schon ahnen, dass sein Aufenthalt in Israel kein Honiglecken werden wird. Zweck seiner Reise ist es, die Geschichte eines Hauses, des »gelobten Hauses«, in dem angeblich ein Israeli und ein Palästinenser friedlich nebeneinander wohnen, zu erforschen. Während seiner Zeit in Israel lernt er viele Menschen kennen und viele auch mögen, begibt sich an alle nur erdenklichen Orte, und das alles, um Antworten auf seine Fragen nach der Möglichkeit eines Miteinanders – oder zumindest Nebeneinanders – von Israelis und Palästinensern zu bekommen, die ihm niemand geben kann – oder will. Egal, wie man zu diesem Problem steht, man wird Garfinkel auf seiner so persönlichen Reise durch das Land gerne folgen. Er versucht nämlich, all die Menschen, die ihm begegnen, zu verstehen, seien es alte Zionisten oder junge Palästinenserinnen, einfache Bauern oder genervte Anwälte. Dazwischen kommen ihm immer wieder Zweifel an seinem bisherigen Glauben an das Judentum, sodass er sich letztlich nicht anders helfen kann, als Gott und Moses einzuschalten. Aber: Garfinkel findet doch noch so etwas wie einen pragmatischen Lösungsansatz. ■

Foto: Wikimedia Commons



Jonathan Garfinkel
Gelobtes Haus. Meine Reise nach Jerusalem
Mandelbaum, 352 S.

KARTEN, DIE DIE WELT BEDEUTEN

Wer braucht heute noch Karten?
»Karten Reisen« huldigt einer vergangenen Welt.

VON JOHANNES LAU

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen. In Zeiten, in denen aber jeder einzelne Schritt bereits online vorab gebucht wird und es aufgrund von Satellitentechnologie eigentlich keine unentdeckten Orte mehr gibt, ist das jedoch weitaus weniger aufregend. Von Zeiten, in denen Erkundungen rund um den Erdball noch wahre Abenteuer waren, erzählen dagegen Ruth Schilling und ihre Kollegen in »Karten Reisen. Von Meereswissen und Welterfahrung«. Das Autorenteam, bestehend aus Historiker/innen und Kulturwissenschaftler/innen, hat hier eine bunte Sammlung von Land- und Seekarten zusammengestellt, die zeigen, wie solche Papiere einst die Welt bedeuteten, maßgeblich zahlreiche Expeditionen beeinflussten und wie im Umkehrschluss durch solche Reisen neue Karten gezeichnet wurden, die dann das Bild von unserem Planeten prägten: »Im selben Maße nämlich, wie Karten ozeanisches Reisen initiierten und lenkten, prägten Reiseverläufe wiederum sowohl die mitreisenden Kartenskizzen selbst als auch die später gedruckten Berichtskarten, wissenschaftlichen Blätter und populären Illustrationen, die auf objektive Beobachtungen und subjektive Wahrnehmungen zurückblickten.« Aber nicht nur Karten werden hier versammelt, sondern neben vier interessanten eigenen Essays haben die Herausgeber/innen auch eine prägnante Textauswahl zahlreicher realer und fiktiver Reiseberichte der Weltliteratur versammelt: So begleiten einen Georg Forster, Anna Seghers, Jules Verne, Charles Darwin, Bettina von Arnim oder Christoph Ransmayr durch eine schöne Motivsammlung, die durchaus Fernweh erzeugt. ■

Schilling / Struck / Theis / Tüchert
Karten Reisen. Von Meereswissen und Welterfahrung
Corso, 176 S.

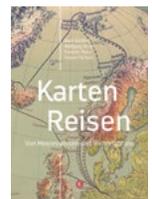


Abb.: Ebstorfer Weltkarte, um 1300, Wikimedia Commons





ISTANBULER STUNDENBUCH

Die Megacity und ihre vielen, unterschiedlichen Menschen: Christiane Schlötzers vielfarbiges Porträt der Bosphorus-Metropole

VON ALEXANDER KLUY

24 Stunden. 24 Begegnungen. Das ist das nicht wirklich umstürzlerisch originelle Ordnungs- und Erzählprinzip des Istanbul-Buches der deutschen Journalistin Christiane Schlötzer, das Uhren-Chronologische wählen ja immer wieder gerne auch Stadt-TV-Dokumentaristen. Seit 1992 für die in München erscheinende linksliberale »Süddeutsche Zeitung« tätig, kennt sie die Megalopole am Goldenen Horn gut. War sie doch von 2001 bis 2005 SZ-Korrespondentin in Istanbul und berichtet seit 2018 wieder aus der Megacity. Erstmals reiste sie vor 40 Jahren in diese Millionenstadt, die durch ein Meer geteilt wird.

Gesprächs- und Porträtvignetten sind es, die sie als Reportagegalerie aneinanderreihet. Sie handeln unter anderem von der Frau eines Imams und dem »Chef of Marine Services«, zuständig für den kommunalen Gewässerschutz, von einem Architekten, einem Unternehmer und Investor wie von einer Jüdin, die von Pogrom, Vertreibung, Flucht, Hin- und Rückemigration ihrer Familie berichtet, von einem Koch, einem Anwalt, der von der Politisierung des Rechtswesens erzählt und doch Hoffnung auf Besseres hegt, einem länger inhaftierten Autor, einem Radiologen, einem Psychotherapeuten, einem Trans-Mann. Sie trinkt im Pera Palace Hotel Tee, besucht ein Kulturzentrum plus TV-Studios, trifft eine Gezi-Park-Aktivistin, einen Kunstgaleristen, einen Straßentheaterkünstler, erkundet die griechische Enklave, lässt sich immer wieder von ethnischer und von Arbeitsmigration erzählen.

Das liest sich durchgehend unangestrengt, es ist farbig, auch interessant, in der Regel recht aufschlussreich, will jedoch im Ganzen kein wirklich fugenloses, kein nicht nur in die Breite, auch in soziohistorische Tiefe gehendes Panorama ergeben. Der Band ist eher eine Zeitaufnahme zweier Dekaden, nämlich der Ära Erdogan, die wirtschaftsliberal begann und mittlerweile in autoritär-repressiver Ein-Mann-eine-Partei-Herrschaft inklusive Nepotismus und Aushebelung zivilgesellschaftlicher Basisprinzipien mündete, was ab 2016 mit dem fehlgeschlagenen Putsch nochmals eskalierte, mit historischer Schleppe. Der Zeitaufhänger erweist sich dabei lediglich als eine nette Arabeske, die Zuordnung bestimmter Stunden zu ausgesuchten Menschen will eigentlich an kaum einer Stelle richtig einleuchten. Auch die überaus asketische Bibliografie erweist sich als mehr als lückenhaft, so fehlt da beispielsweise Brittany Hughes' große Stadt-Historie. ■

Christiane Schlötzer
Istanbul. Ein Tag und eine Nacht. Ein Porträt
der Stadt in 24 Begegnungen
Berenberg, 280 S.



Foto: Pixabay

Buchkultur

ABO ABO ABO Buchkultur



Ihre ABO-Vorteile:

- ABO-Vorteil 1: 6-mal im Jahr zum günstigeren Tarif

Jede Menge Lesetipps: Die wichtigsten Romane und die interessantesten Sachbücher werden aktuell besprochen. Zusätzlich in jeder Ausgabe: Interviews und Geschichten aus der Welt der Literatur, die Sie sonst nirgends zu lesen bekommen, randvoll mit Vorstellungen von ausgewählten Neuerscheinungen!

- ABO-Vorteil 2: Sonderhefte gratis in Ihrem Postkasten

Mit dem Abonnement erhalten Sie zusätzlich alle drei Buchkultur-Sonderhefte mit Themenschwerpunkt zugesandt.

- ABO-Vorteil 3: Geschenkbuch

Ihre Abo-Prämie zur Wahl! Beachten Sie untenstehend unsere Angebote.

ABO

DIE AKTUELLEN GESCHENKBÜCHER



Ali Bachtayar
MEIN ONKEL, DER DEN WIND MITNAHM
(Unionsverlag, signiert!)

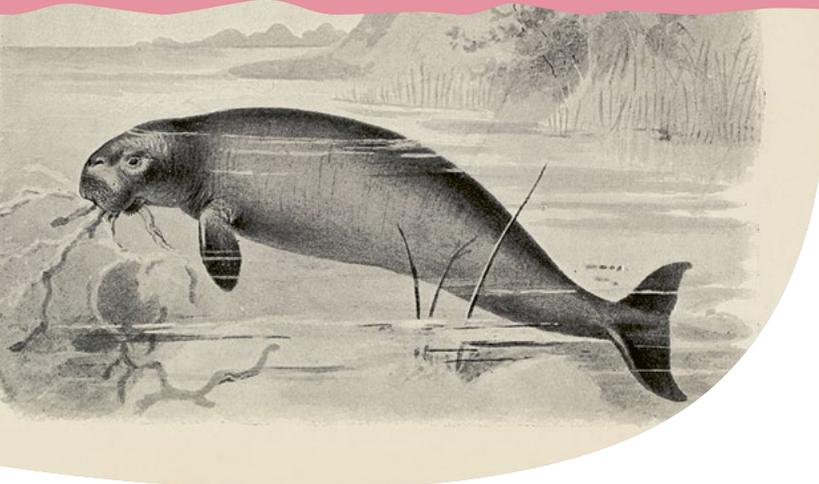


Silvija Hinzmann
DIE SEHNSUCHT DER KORMORANE
(Wieser)



Paul Nurse
WAS IST LEBEN? DIE FÜNF ANTWORTEN DER BIOLOGIE
(Aufbau)

www.buchkultur.net/shop



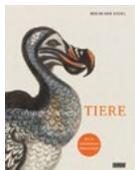
VERLUSTE BETRAUERN

Ein Bildband verhilft 50 ausgestorbenen Tierarten zu ehrendem Andenken und ist Mahnung für das Artensterben der Gegenwart.

»Tatsächlich ist keine einzige Tierart bekannt, die in dieser Zeit (während der letzten 500 bis 1000 Jahre) nachweislich nur aus »natürlichen« Gründen ausgestorben wäre, ohne Beteiligung des Menschen«, schreibt Bernhard Kegel in seinem Vorwort. Das letzte Lebewesen einer Gattung, Art oder Unterart wird als »Endling« bezeichnet. Einer davon war Benjamin, der letzte australische Beutewolf, der 1936 nach einem beispiellosen politischen Ausrottungshalali auf seine Art in einem Zoo in Tasmanien starb, oder Lonesome George, die letzte Pinta-Galápagos-Riesenschildkröte († 2012). Von den bisher entdeckten 6554 Säugetierarten sind seit dem Jahr 1500 v. Chr. 103 ausgestorben, unter ihnen der Riesenwombat, der Falklandfuchs, der Höhlenbär oder Stellers Seekuh (siehe Abbildung). Sorgfältig beschreibt Bernhard Kegel aber auch ausgestorbene Vögel, Fische, Reptilien und Wirbellose sowie die unterschiedlichen Theorien rund um die Ursachen und Bekämpfung von Artensterben oder DNA-Sequenzierung uvm. Zu allen Arten hat Kegel in den Beständen der Berliner Staatsbibliothek historische Abbildungen gefunden, die diesen schönen und ebenso würdevollen wie mahnenden Band samt umfangreichem Anhang abrunden.

Immer wieder gibt es auch gute Nachrichten. So wurden in den letzten 120 Jahren mehr als 350 Arten, die man für ausgestorben gehalten hatte, wiederentdeckt. Die meisten davon haben wahrscheinlich deshalb überlebt, weil ihre Lebensräume möglichst weit vom Menschen entfernt sind, im Regenwald oder – wie der Quastenflosser, den man seit mehr als 70 Mio. Jahren für ausgestorben hielt, bis ein Exemplar 1938 einem Fischer ins Netz ging – in der Tiefsee. ■ RED

Abb.: Staatsbibliothek zu Berlin



Bernhard Kegel
Ausgestorbene Tiere
DuMont, 160 S.

DEMOKRATISCHE MOMENTE

In einem Klima, in dem Demokratien weltweit bedroht werden, hilft nur verbreitete Resilienz.

»Die europäische Geschichte hat drei große demokratische Momente erlebt«, schreibt Timothy Snyder in seinem Buch »Über Tyrannei. Zwanzig Lektionen für den Widerstand«: »nach dem 1. Weltkrieg 1918, nach dem 2. Weltkrieg 1945 und nach dem Ende des Kommunismus 1989.« Eine wesentliche Erkenntnis aus diesem zweifellos leider (weil es nicht mehr – zumindest große – Momente gab) wahren Satz ist nicht nur die Erkenntnis, dass Demokratien dann ihre Momente in der Geschichte haben, wenn absolutistische, faschistische oder kommunistische Systeme (wie immer) krachend gescheitert oder untergegangen sind, sondern diejenige, dass man den Begriff »Widerstand« von einer mehr oder weniger »links« gefühlten Zuordnung loslösen und ebenso auf das bürgerliche Lager, ja überhaupt die Gesamtbevölkerung übertragen muss.

Snyder geht dabei sehr stark vom amerikanischen Volk als Adressaten seines Buches aus und bedient sich gut nachvollziehbarer Beispiele aus dem Nationalsozialismus und Kommunismus und macht damit verständlich, wie wir alle Bewusstsein dafür bekommen können, welche Gefahren unseren demokratischen Grundordnungen und Werten drohen und wie man als Individuum diesen Gefahren begegnen kann. Das reicht von der Vermeidung vorausseilenden Gehorsams über die Verteidigung von Institutionen, die Stärkung von Individualität und Hinterfragung und Überprüfung von Informationen bis zum Eigenengagement und zur Reflektion von Sprache und Kommunikation. Eine klare und starke Selbsthilfe für Menschen mit Hilflosigkeitsgefühl ebenso wie für fortgeschrittene Politikinteressierte. ■ RED

Timothy Snyder
Über Tyrannei. Zwanzig Lektionen für den Widerstand
C.H.Beck, 128 S.

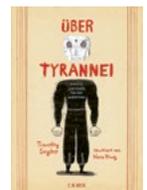
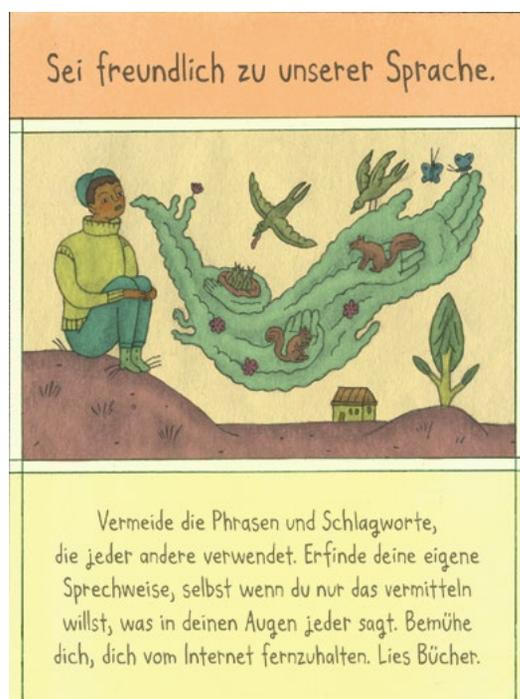


Illustration: Nora Krug, Text: Timothy Snyder





BILDER VOM WETTER

Fotografisches Können wird in dem Buch »Wetter-Fotografie« mit meteorologischen Beobachtungen verbunden.

Tausende Bilder aus 29 Ländern waren für den Wettbewerb »Weather Photographer of the Year« zu beurteilen. Die schönsten, die atemberaubendsten Fotografien wurden von einer Jury aus Meteorolog/innen, Fotograf/innen und Journalist/innen ausgewählt. Doch war den Herausgebern des Bandes klar, dass man sich nicht darauf beschränken könne, eine Sammlung von Bildern zu veröffentlichen. Dazu ist das Thema Wetter in unseren Tagen schon zu sehr belastet. Und so fügte man als Begleitung sechs Essays zu verschiedenen Aspekten des Klimawandels hinzu. Internationale Fachleute machten sich Gedanken zu den Themen »Wie und warum sich das Erdklima verändert« und dann auch zum Klima in Verbindung mit Extremwetter, der natürlichen Welt, dem gefrorenen Wasser der Erde und den Ozeanen und schließlich zu Maßnahmen gegen den Klimawandel. Der Brite Jim Watson meint da, dass die Welt nicht genug täte, um den Klimawandel zu bekämpfen, es dennoch Anlass gäbe, optimistisch zu sein, daran würden sich aber drei Bedingungen knüpfen: langfristige Zusagen zeitnah zu erfüllen, weitere Länder – vor allem die Schwellenländer – sollten den Vorreitern folgen, und drittens müssten die Kosten der Energiewende – weg von

Foto: Vu Trung Huan



Royal Meteorological Society (Hg.)

Wetter-Fotografie. Die besten Bilder extremer Phänomene
Prestel, 192 S.

— VON KONRAD HOLZER

den fossilen Brennstoffen – gerecht verteilt werden. Die überwältigenden Bilder sind mit Titel und foto-technischen Daten versehen und in entsprechenden Texten erläutert. Ungeahnte Farbstimmungen, pathetische Wolkenbilder und dramatische Blitzeinschläge faszinieren die Betrachterin, den Betrachter. Liest man aber dann in die Texte hinein, die zu jedem der Bilder dazugestellt sind und die auch fototechnische Daten und Informationen beinhalten, erschrickt man über den Gegensatz von Schein und Sein. Denn vieles von dem, was da in den Fotos so bildgewaltig dargestellt wird, sind Naturkatastrophen. Man will es vorerst nicht wahrhaben, dass das Schreckliche so schön dargestellt werden kann. Und weil uns katastrophales Bildmaterial sowieso tagtäglich – wenn auch nicht in so erlesener Darstellung – überflutet, soll hier und jetzt Ruhe einkehren. »Nebel am Morgen« heißt das Foto des Vietnamesen Vu Trung Huan, das indonesische Teeplantagen zeigt, die von Nebelbänken »umschwebt« werden. Der Anhang enthält ein Glossar zur Erklärung der meteorologischen Fachausdrücke und ein Verzeichnis der teilnehmenden Fotograf/innen. ■



WIEN *literatur* FERDINAND SCHMALZ

Geboren 1985 in Graz als Matthias Schweiger, aufgewachsen in Admont, Obersteiermark, lebt und studierte Theaterwissenschaft und Philosophie in Wien. Am Schauspielhaus Wien und Schauspielhaus Düsseldorf war Schmalz als Regieassistent tätig. Als Dramatiker verfasste er Auftragsarbeiten etwa für das Schauspielhaus Graz, Schauspiel Leipzig und Schauspielhaus Zürich. Zahlreiche Auszeichnungen, u. a. den Ingeborg-Bachmann-Preis 2017.

Ein bisschen musste er liegen bleiben und reifen, der Gewinnertext des Ingeborg-Bachmann-Preises 2017. Er handelt von dem Wiener Tiefkühlvertreter Franz Schlicht, der von einem Kunden den ungewöhnlichen Auftrag bekommt, dessen gefrorenen Körper auf eine Lichtung zu transportieren. Doch die Leiche ist am vereinbarten Tag nirgends zu finden ... Im Interview erzählt Schmalz von verhinderten Recherchetouren, der Entstehungsgeschichte seines Romans und davon, wie schwierig für ihn der theaterlose Lockdown war.

»Das Theater hat vom ersten Tag an sehr gefehlt. Gerade in einer Zeit, in der sich gesellschaftspolitisch so viel tut, finde ich das Theater als kollektiven Denkraum einfach unfassbar wichtig. Bei solchen Ereignissen wie dem Sturm aufs Kapitol hätte ich mir gewünscht, dass wir uns im Theater gemeinsam darüber verständigen, wie wir auf solche demokratiefeindlichen Strömungen reagieren können. Finanziell kam die Krise bei uns Dramatiker/innen etwas verspätet an, weil die Theater ja immer eine Zeit lang brauchen mit den Abrechnungen, und sie wird wohl auch noch länger dauern als bei anderen.«

Das Interview jetzt nachlesen auf buchkultur.net/wienliteratur

Ferdinand Schmalz: *Mein Lieblingstier heißt Winter*
S. Fischer, 192 S.



Buchkultur präsentiert: Wien Literatur ist eine Kooperation von Buchkultur mit der Kulturabteilung der Stadt Wien. Die Redaktion stellt dabei zeitgenössische Literatur aus Wien sowie Wiener Autor/innen aus 30 Jahre Buchkultur-Geschichte vor.

Woche unabhängiger
Buchhandlungen

VOM 23. BIS 30. OKTOBER 2021

HEUTE SCHON EINE BUCHHANDLUNG UNTERSTÜTZT?

Die »Woche der unabhängigen Buchhandlungen« steht im Zeichen gelebter Solidarität unter Buchliebhaber/innen.

Wenn die Sprache auf unabhängige Buchhandlungen kommt, haben die meisten Leser/innen innerhalb kürzester Zeit ihre liebste parat. Der 2016 verstorbene Publizist Roger Willemsen meinte bei der Eröffnung der »Woche unabhängiger Buchhandlungen« 2015: »Es braucht die kleinen Buchhandlungen, die einem Buch Nachdruck verleihen, die Orientierung bieten.« Mit viel Liebe gestaltete Schaufenster, persönliche Buchberatungen, regelmäßige Veranstaltungen, persönlicher Kontakt und starker Regionalbezug: Das sind nur wenige der Vorteile, die unabhängige Buchhandlungen versammeln. Die wichtige Rolle, die Buchhandlungen in ihrer Vermittlung zwischen Autor/innen, Leser/innen und Verlagen spielen, wird auch dieses Jahr wieder im Rahmen der WUB zelebriert. 810 Buchhandlungen machen dabei von 23. bis 30. Oktober mit, der Großteil davon über ganz Deutschland verstreut, aber auch in Österreich und der Schweiz gibt es teilnehmende Buchhandlungen. Welche Veranstaltungen in Ihrer Nähe stattfinden, erkunden Sie am besten auf der Website: Dort müssen Sie nur Ihren Ort auswählen und bekommen sofort einen praktischen Überblick über sämtliche Veranstaltungen. Besonders spannend: Am 23. und 30. Oktober gibt es wieder den »Autor/innensamstag«, an dem Sie Autorinnen und Autoren höchstpersönlich in Ihrer Buchhandlung um die Ecke zum Bücherverkaufen und -signieren treffen können. Ein weiteres Highlight: Die Abstimmung zum »Lieblingbuch« der Buchhändlerinnen und Buchhändler, bei der Buchhandlungen ihr beliebtestes Buch küren.

Infos, teilnehmende Buchhandlungen und Veranstaltungskalender finden Sie unter www.wub-event.de

Foto: Gunnar Klack

Autor Kristof Magnusson ist am Freitag, den 29. Oktober in der Buchhandlung Mahr in Langenau zu Gast, hilft aus und bietet die Gelegenheit, ihn persönlich kennenzulernen.



Ballhausens DENKBLASE

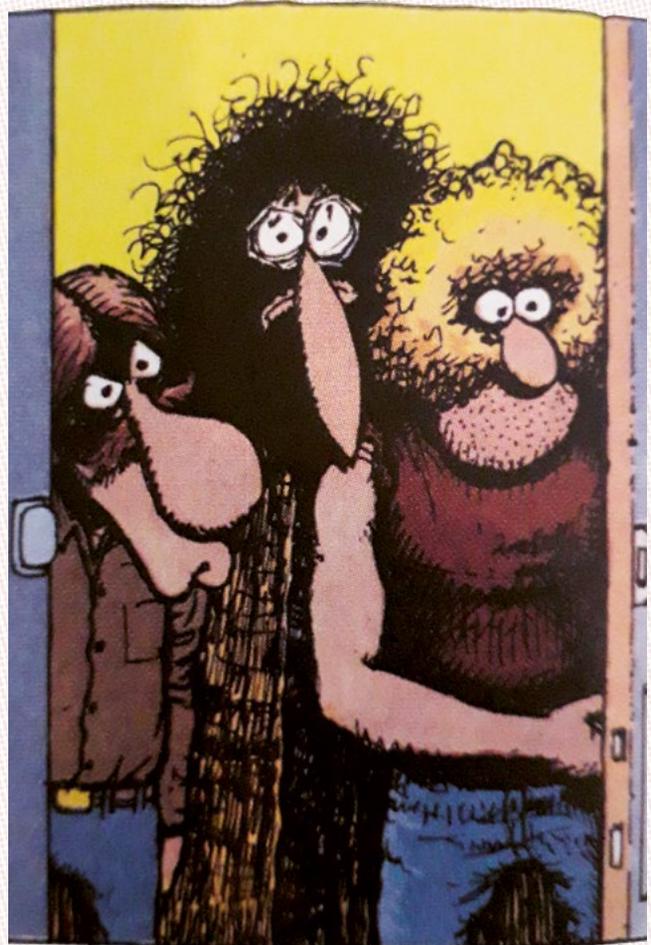
BRÜDER IM GEISTE

Eine neue Gesamtausgabe erlaubt die Wiederbegegnung mit Gilbert Sheltons herrlich unkorrekten »Freak Brothers«.

— THOMAS BALLHAUSEN

Ihr Anblick ist weit über die Welt der Comics hinaus bekannt: der bebrillte Intellektuelle Phineas Free Wheelin' Franklin in seinem Cowboy-Outfit und der etwas verwahrlost wirkende Fat Freddy samt eigenwilliger Katze – die »Freak Brothers« sind unverwechselbare Brüder im Geiste, ikonischer und zugleich vorsätzlich überzogener Ausdruck der US-amerikanischen Gegenkultur. Die drei Figuren aus der Feder von Gilbert Shelton sind auf die Spitze getriebene Hippie-Existenzen, immer auf der Suche nach Drogen und Sex, ständig im Konflikt mit dem Gesetz oder auch miteinander. In ihrer hedonistischen Haltung sind sie Stellvertreter einer Epoche, die sie, historisch betrachtet, überlebt haben; in ihrem anarchischen Humor und dem eingelösten Wunsch nach Grenzübertretung entsprechen sie in aller Zeitlosigkeit nicht weniger bekannten Vorbildern wie den Marx Brothers oder The Three Stoges. Seit ihrem ersten Auftritt 1968 in der Satirezeitschrift »Austin Rag« erleben die Freak Brothers ihre Abenteuer, die nicht selten schrecklich schiefgehen: Die Gründung einer Kommune scheitert, ein Trip nach Asien führt auf eine ungewollte Odyssee inklusive Begegnung mit Geheimdiensten oder Terroristen, Naturerfahrungen werden konterkariert und Braunbären folglich gar mit LSD gefüttert. Wie auch andere Größen des Underground-Comix – etwa Robert Crumb, Art Spiegelman oder Trina Robbins – setzt Shelton eben nicht auf simple Glorifizierung alternativer Lebensstile, sondern auf humorvolle Übertreibung und wortwörtliche Überzeichnung.

Der vorliegende Band erlaubt einen Einblick in die Entwicklung der »Freak Brothers«, die wenig zufällig mit der Geschichte der US-amerikanischen Comics korrespondiert: Die Ausbildung von Gegenkultur und der Wunsch nach selbstbestimmter Medienarbeit abseits des stren-



Gilbert Shelton
Freak Brothers.
Gesamtausgabe
Band 1
avant-verlag,
336 S.

gen Comic Codes in den Vereinigten Staaten, der Darstellungen und Themen streng regulierte, brachte in den 1960er-Jahren die Underground-Comix hervor – und Shelton als einen ihrer erfolgreichsten Vertreter. Als erste Veröffentlichungen, die einerseits von einer Generation gezeichnet und geschrieben wurden, die bereits mit einer Vielzahl von Comics aufgewachsen, und andererseits an einer inhaltlichen wie auch stilistischen Weiterentwicklung interessiert waren, wurden Tabuthemen aufgegriffen und ein erwachsenes Publikum adressiert. Ganz in diesem Sinne begannen die Abenteuer der »Freak Brothers« im Stil von Zeitungscomics im Umfang von nur einer, oftmals sehr kleinteilig strukturierten Seite mit einem Gag am Ende und wuchsen sich über die Jahre zu etwas längeren Episoden und schließlich zu kolorierten, großzügiger gestalteten Alben aus. Unabhängig von der aufgewendeten Seitenzahl – von cartoonhaften, ganzseitigen Darstellungen bis zum verwickelten, mehrteiligen »Chaoten auf Achse« – bleibt Shelton stets Strategien des Slapstick, der ironischen Referenzen und der Verschlimmerung treu. Der ungebrochene Erfolg der »Freak Brothers« mag sich teilweise dadurch erklären lassen, wohl aber auch durch die lustvolle, explizite Unterminierung von Autorität und Korrektheit. Das Motto der ungleichen Brüder ist zwar »Wir feiern die Sechziger!«, doch unsere Gegenwart verträgt durchaus diese gar nicht harmlose Unterhaltung, die ganz vorsätzlich auf Regeln und Normen pfeift. ■

Mistgabel, Strick und Schrotflinte – das harte Leben des Gustave Targot

Bouysse zeichnet ein scharfkantiges Sittenbild seiner französischen Heimatregion.

Das Leben ist nicht leicht für Gustave Targot. Bauer mit kleinem Hof in Zeiten der industrialisierten Landwirtschaft, von ungünstigem Äußeren. Die Familie alles andere als ideal: Der Großvater wurde vom Stier zerdrückt. Der Vater hat die Mutter regelmäßig vergewaltigt, sie hat ihn mit der Mistgabel erstochen und sich später in der Scheune aufgehängt, wobei Gustave beifällig zugeschaut hat, wie er es schon beim Tod seines Vaters getan hatte. Auch die Gegend, in der Franck Bouysse Roman »Rauer Himmel« spielt, stimmt nicht sehr optimistisch: Irgendwo in den Cevennen, wo die Landschaft karg und das Klima rau ist. Die meist aus Grobianen bestehende Bevölkerung ist nicht reich, auch im Jahr 2006 nicht, in dem die Handlung spielt, und selbst der Schnaps der Region schmeckt wie »fermentierter Rinderurin«. Gustave werkelt möglichst unauffällig vor sich hin, eine Art soziale Beziehung unterhält er nur zu seinem wesentlich älteren Nachbarn Abel, der, so scheint es, ein ähnlich reduziertes Leben führt. Darunter lauern die notorisch schmutzigen Geheimnisse, die Gewalt und Tod bergen. »Rauer Himmel« ist eher kein Kriminalroman, kein »Country Noir«, sondern eine grimmige Dorfgeschichte, ein harter Heimatroman in naturalistischer Absicht. Ein scharfkantiges Sittenbild aus der französischen Provinz, wie sie der beliebte Frankreich-Urlaubskrimi aus deutscher Produktion niemals auch nur erahnen kann. Und dennoch für Bouysse autobiografisch, ein »Lob des Herkommens« (Gottfried Keller). ■

Thomas Wörtche

Nun sag, wie hältst du's mit der Jagd?

Colin Niels »Unter Raubtieren« dekliniert vorbehaltlos Motive des Jagens.

»Manche behaupten, dass die Himba sich an die Dürre gewöhnen werden müssen«, meint der junge Himba-Erwachsene und Hirte Komuti im Hinterland von Namibia. Er ist einer der Protagonisten im neuen Buch »Unter Raubtieren« des französischen Schriftstellers Colin Niel. Die Dürre zwingt immer mehr Raubtiere, Herdentiere zu reißen. Löwe Charles hat die Schafherde von Komutis Familie vernichtet. Laut Himba-Community soll der Problemlöwe nun gejagt werden. Die Genehmigung erhält dafür die zweite Protagonistin und 20-jährige Französin Apolline, die mit ihrem Vater nach Namibia fährt. Nach langem Auflauern schießt sie mit ihrem Spezialbogen und trifft Charles mit einem Pfeil. Ihr Vater macht ein Foto, das sie mit dem getroffenen Löwen zeigt. Es erscheint ohne ihren Willen Wochen später im Internet, woraufhin fanatische Jagdgegner ihren Hass anonym ausleben. Einer von ihnen ist der dritte Protagonist Martin, der herausfindet, wer die Löwenmörderin ist – und wo sie wohnt ...

Der 44-jährige Evolutionsbiologe Niel dekliniert treffend die unterschiedlichen Motive, Raubtiere zu töten. Zudem zeigt er auf, wie Menschen andere Menschen im Internet blind »jagen« und wütend verfolgen. Zu Recht verweist er auch darauf, wie Dürren als Folge des Klimawandels die Lebensgrundlage von Tier und Mensch verschärfen. Einerseits sehr wichtige Themen, andererseits hätte der Text teils gekürzt und gestrafft werden können, samt einer schärferen Brise Suspense. Als vielversprechender Thriller gesprungen, als mäßiger Roman gelandet. ■

Angelo Algieri

Miseria – SS, Schwarze Brigaden und Partisanen

Drama und Trauma im von den Nazis besetzten Bologna im Winter 1944

Commissario De Luca ermittelt wieder. Seinen Protagonisten, den er vor rund 30 Jahren erstmals ausschickte, lässt Carlo Lucarelli in Band 6 der Reihe zwar nicht im Regen, sehr wohl aber in einem eisig kalten Bologna stehen. Die Witterung ist ziemlich ungemütlich, das politische Klima dramatisch: 1944 kämpft nicht nur der Widerstand gegen Faschisten und Nazis, auch die deutsch-italienische Achse ist untereinander alles andere als »brüderlich geeint«.

De Luca hat einen fragwürdigen beruflichen Werdegang eingeschlagen – vom ehemaligen Polizisten ist er nolens volens zum Verbündeten der politischen Verbrecher geworden – als Vizekommandant der Autonomen Gruppe der Staatspolizei. Seinen Polizeinstinkt konnte man ihm nicht abgewöhnen, seinen Handlungsspielraum aber genau definieren, was bedeutet, dass er u. a. an denunziatorischen Verschleierungsaktionen mitwirken muss. Die Folterkeller seiner Behörde meidet er, weiß aber nur zu gut, dass er eben wegschaut, weghört. In einer Situation, die von Zerstörung, Angst, Chaos, Hunger und dem Machtkampf der Herrschenden, die – jeder für sich – an einen »Sieg« glauben wollen, geprägt ist, soll De Luca drei Mordfälle aufklären. Und jeder seiner Auftraggeber, die unterschiedlicher nicht sein könnten, verfolgt andere Ziele, erwartet bestimmte Ergebnisse. Über ein grandios angelegtes Verwirrspiel, in dem stets die Todesgefahr von allen Seiten mit-schwingt, legt Carlo Lucarelli nicht nur einen brisanten historischen Krimi vor, er macht auch sinnlich greifbar, was Krieg und Besatzung den Menschen antun. Höchst interessant auch sein Nachwort. ■

Sylvia Treudl



Franck Bouysse
Rauer Himmel
Polar, 220 S.



Colin Niel
Unter Raubtieren
Lenos, 403 S.



Carlo Lucarelli
Der schwärzeste
Winter. Ein
Commissario-De-
Luca-Krimi
Folio, 320 S.



WAS KOSTET AUFKLÄRUNG?

Ach ja, früher, als gar nichts besser war – da gab es sie noch, die Held/innen der Aufklärung. Miss Marple, Hercule Poirot, Derrick und wie sie alle hießen. Dann kamen die Helden der Aufklärung mit Beulen, die angeschlagenen, melancholischen und ein klein wenig zynisch gewordenen Sam Spades und Philip Marlowes und Matt Scuders. Ein bisschen besser drauf waren die Heldinnen von Sara Paretsky, Sue Grafton, Liza Cody und Co., parallel zu den eher ausgefreakten von James Crumley, J. W. Rider oder Robert W. Campbell. Und auch wenn sie manchmal unterwegs mal kurz sterben mussten wie Sherlock Holmes oder Paco Ignacio Taibos Héctor Belascoarán Shayne, sie waren und sind immer noch lebendig. Und sorgen für das Gottvertrauen unter dem Lesepublikum, dass Aufklärung von Morden und anderen abscheulichen Verbrechen etwas Gutes ist, zum Guten führt, und manchmal sogar zum Wahren und Schönen auch. Und natürlich gab und gibt es auch die anderen: der namenlose Detective aus Derek Raymonds »Factory Serie«, die Monstercops aus der mittleren Schaffensperiode von Joseph Wambaugh, die beiden sich um Legalität nicht scherenen Harlem Cops Gravedigger Jones und Coffin Ed von Chester Himes oder Stephen Greenalls endgültig abgewickelter Sergeant Mick Rawson aus »Winter Traffic«. Sie alle glauben nicht an »Aufklärung« im heilenden Sinn. Für sie ist Verbrechen kein singuläres Skandalon, sondern der Normalzustand ihrer Gesellschaften, Whodunnits sind nicht ihr Geschäft.

Dass dies eben so nicht sei, das war und ist die anti-moderne Botschaft des »klassischen« Whodunnits, dessen Persistenz sich allerspätestens seit Agatha Christies Zeiten vermutlich der hartnäckigen Realitätsverweigerung verdankt, die besonders in Krisenzeiten immer wieder den Balsam für verunsicherte Kleinbürgerseelen feilbietet. »Who cares who killed Roger Ackroyd«, fragte schon 1945 der Literaturkritiker Edmund Wilson. Natürlich

niemand (und heute schon gar nicht), aber es ging nie um Roger Ackroyd, sondern um das alberne, »leere« Vergnügen, das die schale Freizeitbeschäftigung mit Leichen anscheinend bietet. Oder eben um den Trost einer Erzählkonvention, die die finale Aufklärung von papierernen Verbrechen (Stichwort: Wiederherstellung der »Ordnung«, auch wenn die die »Ordnung« einer Klassen- oder einer neoliberalen Ausbeutergesellschaft oder dergleichen ist) propagiert.

Umso bemerkenswerter erscheinen mir deswegen drei Bücher, die diese Erzählkonvention von »innen« problematisieren: Javier Cercas' »Terra Alta« (Dt. von Susanne Lange bei S. Fischer), »Unter dem Sturm« von Christoffer Carlsson (Dt. von Susanne Dahmann bei Rowohlt) und »Blut und Wasser« von Jurica Pavičić (Dt. von Blanka Stipetić bei Schruf & Stipetić). Die drei Romane thematisieren, unter Beibehaltung der Erzählkonvention, ziemlich radikal und gnadenlos die sozialen Kosten von Aufklärung. Cercas' Ermittlerfigur trifft ein furchtbarer persönlicher Verlust, weil er nicht aufhört zu wühlen. Vidar, der Ermittler von Carlsson, kostet die Hartnäckigkeit, mit der er weiterermittelt, obwohl doch alle den Täter für dingfest gemacht hielten, seine Karriere und seine Familie. Bei Pavičić schließlich stößt der Fall alle beteiligten Figuren ins Unglück. Natürlich plädiert keiner der Autoren dafür, Verbrechen doch lieber ungesühnt zu lassen, aber die Erzählkonvention Whodunnit wird in dem Moment selbst »schuldig«, wenn sie sich selbst ernst nimmt. Zumindest kann sie keine narrative Unschuld als reines Rätselspiel mehr behaupten. Die »Dialektik der Aufklärung« schlägt erbarmungslos zu. Die Erzählkonvention selbst wird toxisch, und das ist ein Qualitätskriterium, das weiter führt als zu problematischer Bepassung, weil die Intoxikation auf literarischem Weg erfolgt. Das ist dann nicht mehr sehr kuschelig, aber literarisch entschieden sinnvoller. ■

Wenn die Opponenten in den eigenen Reihen sitzen und die Polizei am rechten Auge blind ist: Max Bronskis neuer Krimi im Spannungsverhältnis zwischen links und rechts.

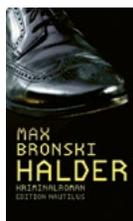


ES GILT DIE SCHULDVERMUTUNG

— VON JOHANNES LAU

Die Polizei, Dein Freund und Helfer? Ein so nettes Bild geben die Ordnungshüter nicht unbedingt jeden Tag ab. Regelmäßig zeigen Skandale, dass auch bei den Exekutivbehörden einiges im Argen liegt: Korruption, Amtsmissbrauch oder rechtsradikale Umtriebe treten dort immer wieder auf. Ein ähnlich tristes Bild des Sicherheitsapparats zeichnet Max Bronski in seinem neuen Kriminalroman »Halder«. Max Bronski ist das Pseudonym des Autors Franz-Maria Sonner: 1953 in Tutzing geboren und in München aufgewachsen studierte er Soziologie und Neuere Deutsche Literatur in seiner Heimatstadt, wo er bis heute lebt und Hörspiele sowie Romane verfasst – seit 2006 in der kriminalistischen Gattung eben unter diesem Pseudonym. Bekannt wurde er so mit der Reihe um den in München Fälle knackenden Antiquitätenhändler Wilhelm Gossec.

In »Halder« aber schreitet ein deutlich hochrangiger Ermittler ans Werk: Die Titelfigur ist nämlich niemand Geringeres als der Präsident des deutschen Verfassungsschutzes – ein aalglatter Karrierist: »Kurt Halder hatte Stufe um Stufe auf der Karriereleiter erklommen. Fehltritte waren nicht bekannt, er war das Inbild eines korrekten und seriösen Beamten. Halder sicherte sich ab, von ihm kam Fundiertes, Gewagtes ließ er seine Mitarbeiter ins Spiel bringen. Er kämpfte nie, sondern taktierte.« Somit übernehmen auch in diesem Fall die Untergebenen die Drecksarbeit, während sich Halder von seinem Chauffeur von Köln nach München kutschieren lässt: Dort ist eine Nobelkarosse angezündet worden, ein Kommissar starb dabei. Die Polizisten vor Ort vermuten die Täter im linksradikalen Milieu, Halder befürchtet gar ein Comeback RAF-naher Organisationen.



Max Bronski
Halder
Edition Nautilus,
160 S.

Jedoch zeigt sich, dass auch die Behörden selbst nicht vor antidemokratischen Tendenzen gefeit sind. Sogar der oberste Verfassungsschützer scheint von der ihm mitanvertrauten Republik nicht mehr viel zu halten: »Das Grundgesetz war stumpf geworden. Die dort gezeichnete Idee einer liberalen Demokratie hatte ihre Überzeugungskraft eingebüßt, weil das Volk nicht mehr daran glaubte. Diese Verfassung begründete keinen gesellschaftlichen Pakt mehr. Ehrliche Makler, die an die Kraft sanftmütiger Kompromisse glaubten? Ernsthaft? Was für eine idyllische Idee, dass das Gespräch unter Andersdenkenden die Kontrahenten näherbrachte!« Ohnehin zeigt Sonner in »Halder« wenig Ermittlungsarbeit, sondern er zeichnet vielmehr das Psychogramm eines Zynikers im Chfessel, dem als Privatversager nur seine bornierten Überzeugungen geblieben sind und dem dadurch jenes Reflexionsvermögen abgeht, welches einen guten Ermittler auszeichnet.

»Einer Operation von Polizei und Nachrichtendiensten muss ein klares Aktionsschema unterlegt werden, sonst wird das Handeln blockiert. Wir bekämpfen keine unbescholtenen Bürger, sondern immer Personen, die wir für Feinde halten. Einfaches Beispiel: Sie möchten auf dem Rummelplatz Ihrer Frau eine Rose schießen. Wenn Sie von vorneherein wissen, dass Sie weder zielen noch abdrücken möchten, ist die Sache gescheitert.« Ein solch simples Freund-Feind-Schema führt dann folgerichtig auch nicht zum Fahndungserfolg, weil, wie sich zeigt, die Gegner der Verfassung durchaus auch in den eigenen Ermittlungsbüros sitzen können. So ist Bronskis Roman weniger eine übliche Räuber-und-Gendarm-Geschichte, sondern atmet vielmehr den Geist jenes pessimistischen Politthrillerkinos der 1970er-Jahre, das bereits gezeigt hat: Auch wenn es keine Hoffnung gibt, reicht das immer noch für eine gute Geschichte. ■

Foto: Monika Stein

Das Dorf des Bösen

»Böse«: Jonas Wagners rasantes, mehr als solide konstruiertes Thrillerdebüt

Hussfeld, ein Dorf im erweiterten Dunstkreis der sächsischen Stadt Chemnitz. Dort will Katharina Bosch mit ihrer 17-jährigen Tochter Fenja einen neuen Anfang machen, in der Nähe hat sie einen Bürojob gefunden, der sich aber rasch als recht langweilig erweist. Die kleine Gemeinde ist proper, sauber, überschaubar, das Lieblingswort des Bürgermeisters ist »Stabilität«. Hussfeld bietet Fenja rein gar nichts ... bis sie sich verliebt. Und plötzlich verschwindet, wie vom Erdboden verschluckt ist. Kein Wunder, dass das folgende Buchkapitel »Abgrundtief« überschrieben ist. Denn genau so geht es nun weiter, in einer für Katharina alpträumartigen Achterbahnfahrt durch psychische Untiefen, Urängste, tiefste Verzweiflung und schaurigste Bedrängnisse. Dazu kommen Starrsinn und Abneigung der Dörfler wider die Zugezogene ...

In den USA nennt man dieses Genre »country noir«. Das Böse lauert tief in der Provinz, abseits der Metropolen, und ist dort noch größer, weil noch frustrierter, entfesselter, abseitiger, bodenloser, amoralischer.

Jonas Wagner, der Personaler war und in der freien Wirtschaft Unternehmen geleitet hat, schlägt in seinem Debütroman einen rasanten Ton an und bringt schnelle Dialoge zu Papier. Man realisiert deutlich, dass er einen gründlichen tiefen Blick in den Werkzeugkasten erfolgreicher amerikanischer Spannungsaufreiter geworfen hat, von James Patterson bis zu Stephen King, aber auch nicht Weniges von Sebastian Fitzek lernte. Er versteht es, Spannung aufzubauen. Und noch zu steigern. ■



Jonas Wagner
Böse
HarperCollins,
400 S.



Ben Creed
Der kalte Glanz der Nawa
Droemer Knauer,
432 S.

Eisige Beklemmung

Eindringlicher und brillant erzählter Auftakt zu einer Leningrad-Trilogie

Leningrad 1951. Der Krieg wirft immer noch seine Schatten, die Bewohner der Sowjetunion leben in bitterer Armut und ständiger Angst vor Bespitzelung und Verrat, Stalin ist noch an der Macht und der Winter bricht bereits im Oktober mit voller Wucht herein. Durch den tiefsten Schnee kämpfen sich der Milizpolizist Leutnant Revol Rossel und sein Team zu einem einsam an einer Bahnlinie gelegenen Fundort mehrerer grausam zugerichteter Leichen. Die Ermittlungen führen den sympathischen Revol, einen Mittdreißiger, dessen Karriere als Musiker die Geheimpolizei durch Misshandlungen einst vereitelte, in seine eigene Vergangenheit.

Dem amerikanischen Autorenduo »Ben Creed« gelingt in diesem Erstling ein Brückenschlag zwischen spannungsgeladenem Thriller und atmosphärisch dichter und düsterer Reise, nicht nur in die Nachkriegs-Sowjetunion, sondern in eine Stadt, die einst schillernder und kultureller Mittelpunkt des Zarenreiches war. Die beiden führen ihre Leserschaft in die Welt der Musik genauso wie in die der Gemeinschaftsküchen und beengten Wohnverhältnisse, in bitterste Armut und eisige Kälte des russischen Winters sowie in die omnipräsente Angst vor Bespitzelung. Klug angelegte Dialoge, vielschichtige Charaktere, eindringliche Beschreibungen und zahlreiche Details geben dem spannenden Roman mehr als nur einen Anstrich von exzellent recherchiertem historischen Roman, dem auch der hollywoodsche Showdown keinen Abbruch tut. Düstere, aber nachhaltige Lektüre! ■

Alexander Kluy

Karoline Pilcz

Franck Bouysse RAUER HIMMEL



„Zwei bäuerliche Einsamkeiten.
Familiengeheimnisse wie eine Zeitbombe.
Die Cevannen, üppig und streng.
Er schafft eine Welt aus dem Nichts.“

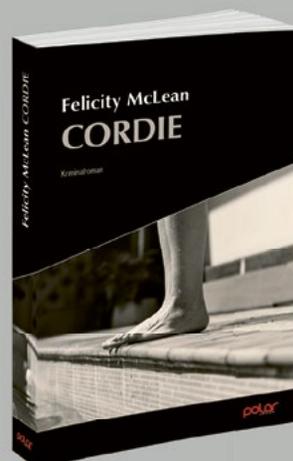
Alain Léauthier, Marianne

Aus dem Französischen von Christiane Kayser
Mit einem Nachwort von Alf Mayer

192 Seiten, Gebunden mit Schutzumschlag
EUR (D) 22,00 / EUR (A) 22,70
ISBN 978-3-948392-38-3



Felicity McLean CORDIE



„Die Geschichte ist fesselnd, mit einer
schönen Spannung, die Sie die Seiten bis
zu ihrem unheimlich melancholischen
Ende umblättern lässt.“

booklist US

Aus dem Englischen von Kathrin Bielfeldt
Mit einem Nachwort von Sonja Hartl

384 Seiten, Klappenbroschur
EUR (D) 15,00 / EUR (A) 15,50
ISBN 978-3-948392-34-5

polar
VERLAG

Bachtyar Ali



Aus dem Kurdischen (Sorani) von Ute Cantera-Lang und Rawezh Salim 160 Seiten, gebunden

»Verschmitzt und zauberhaft, voller Rätsel und Anspielungen, melancholisch, reichhaltig. Eine Geschichte zum Weitererzählen, ehe der Wind sie verweht.«

WDR

K R I M I

Grausame Hetzjagd

Michaela Kastel hat sich wieder besondere Barbareien ausgedacht.

Man wird unmittelbar hineingeworfen in die Geschichte, die anfangs ein unbekanntes Ich erzählt, bevor die Perspektive wechselt. Als Leserin gräbt man eine Zeit lang im Unbekannten, bis sich die Fäden einigermaßen entwirren, um schier unvorstellbare Abgründe der menschlichen Seele freizulegen. Die Österreicherin Michaela Kastel, bereits seit einigen Jahren bekannt für ihre schaurigen Geschichten, spart auch hier nicht mit Grausamkeiten. Für Spannung im Text sorgen nicht nur die gut inszenierte Hetzjagd sowie der filmreife Showdown, sondern vor allem das, was sich immer mehr offenbart: Eine Geschichte von Brutalität und Misshandlung als groß angelegter, kostspieliger Zeitvertreib sowie mehrere Figuren, die erst nach und nach detaillierter gezeichnet und im Laufe der Handlung ihr wahres Gesicht ausformen. Anfangs weiß man weder so genau, wer wer ist, noch wie die Protagonisten miteinander verstrickt sind. In ihrer minutiös, aber dennoch rasant erzählten Handlung spielt die Autorin mit den Begriffen »Opfer« und »Täter« und zeigt auf, welcher großer Motivator die »Liebe« und das Gefühl von »Familie« sein können, um ungeahnte Kräfte inmitten der Hetzjagd zu entwickeln, die sich hier auf knapp 300 Seiten abspielt. Kastel lotet psychologisch fein abgestimmt Menschliches aus, führt Gewaltbereitschaft, Rohheit und Bestialität vor, die Anleihen an so manch historisch Belegtem nehmen, und setzt beides zu einer modernen Geschichte zusammen. Ein Gruselbuch, für das man starke Nerven braucht. ■

Karoline Pilcz

Am Ende der Verwandtschaftskette

Ein politisch korrekter Krimi: Cayre verfolgt die Spuren des Geldes.

Es scheint, dass Hannelore Cayre ihre Masche gefunden hat: Frauen, mit denen es das Leben nicht allzu gut gemeint hat, entwickeln intelligente und gerne auch kriminelle Kreativität, um ihre Welt ein bisschen gerechter zurechtzurückeln.

Manche Romane von Liza Cody ticken nach diesem Muster, die »Ursula Trilogie« von Mercedes Rosende auch. Und natürlich Cayres Vorläuferbuch, »Die Alte«. Das ist alles sehr sympathisch und politisch korrekt, und wer wollte solch feministische Konsensliteratur nicht gut finden?

Diesmal also Blanche de Rigny. Sie ist gehbehindert und arbeitet unauffällig in einer Behörde, die ihr tiefe Einblicke in Bürgerdaten gewährt. So kann sie rekonstruieren, dass sie vermutlich am Ende einer Verwandtschaftskette steht, die ein unfassbar großes Vermögen als Erbe verspricht. Vorausgesetzt, die Erbfolge beschleunigt sich ein wenig. Das ist die Jetztzeit des Romans. Die Vorgeschichte, die Blanche auf verwinkelten Umwegen zur Erbin macht, beginnt 1870, als die Krisengewinnlerfamilie de Rigny einen Ersatzmann sucht, der – gegen Geld und dem Usus der Zeit gemäß – für den etwas lappigen Junior des Hauses in den Krieg gegen die Preußen zieht. Die Klassenverhältnisse des 19. Jahrhunderts, so will uns der Roman sagen, schaffen die Voraussetzungen für das neoliberale 21. Jahrhundert. Deswegen ist »Reichtum verpflichtet«, neben seinen heiter-unterhaltenden Qualitäten auch ein Aufruf, die einschlägigen Autoren von damals wieder zu lesen: Zola, Balzac usw. Dafür volle Zustimmung. ■

Thomas Wörtche



Michaela Kastel
Mit mir die Nacht
Emons, 288 S.
ET: 21. Oktober



Hannelore Cayre
Reichtum verpflichtet
Ariadne/Argument, 254 S.



»ICH DENKE, DU BIST VERLOREN GEGANGEN.«

Manchmal sind die kleinsten Dinge die zerstörerischsten.

VON MARIA LEITNER

Jenny ist vor zwei Monaten verschwunden. Ein ganz normaler Klassenausflug ins Musée d'Orsay. Vor dem van Gogh war sie noch da, beim Cezanne, im Hof mit den Lunchpaketen. Seitdem keine Spur von ihr. Jan verliert sich in Hektik. Er hängt Suchplakate mit dem Bild seiner Tochter auf, trinkt zu viel. Estelle sitzt neben dem Telefon, um den ersehnten und gleichzeitig gefürchteten Anruf der Polizei nicht zu verpassen. Sie schlafen nicht mehr im selben Zimmer. Waren ihre Beziehung und die Jahre miteinander ein Irrtum?

Als Michael Farris Smith in einem kleinen Dorf lebte, 90 Zugminuten von Paris entfernt, fiel ihm in einer Metrostation eine Plakatwand auf: »Helfen Sie uns, unsere Tochter zu finden!« Der absurde Gegensatz – ein verzweifelter Hilferuf inmitten von unbedeutenden Anzeigen und banalen Werbungen – ließ ihn nicht los, schlug sich in einer sofort zu Papier gebrachten Kurzgeschichte nieder und mündete schließlich in seinen Debütroman. Er mag es, wie er sagt, mit seinen Figuren einige Zeit »herumzugehen«, sie so kennenzulernen. Das kennzeichnet auch seinen ruhigen, beobachtenden Stil: Smith dringt nicht in seine Protagonisten ein. Er geht ihnen nach, lässt Fragen nach dem Warum ihrer Handlungen offen. Einige »filmreife« Szenen – das Kennenlernen des jungen Amerikaners und der bezaubernden Französin im Zug, der überraschende nächtliche Heiratsantrag, eine geheimnisvolle Malerin in Paris – sollten deshalb nicht den Blick auf ein atmosphärischesammerspiel verstellen. ■



Michael Farris Smith
In fremden Händen
ars vivendi, 140 S.

Foto: Philippe Matsas

MÖRDERISCHE BÜCHERLIEBE

16 Autoren, 14 Geschichten und ebenso viele Morde inmitten von Büchern

VON KAROLINE PILCZ

In diesen Kurzgeschichten geht es nicht um Aufklärung der Morde, es sind also keine klassischen Detektivgeschichten, die Thomas Kastura hier versammelt. Nein, im Zentrum des Geschehens steht immer die Liebe zum Buch und zu Buchhandlungen, die zu den Morden führt. In der Regel mit lauterem Hintergedanken: Gilt es doch, Kulturgut zu erhalten!

Die Erzählungen spielen zwischen Ostfriesland und Niederbayern, Köln und Wien und sind so verschiedenartig wie die Autorinnen und Autoren. Manche Geschichten sind dermaßen bizarr, dass sie einen als Leser/in zum Schmunzeln bringen, andere strotzen vor schwarzem Humor, wieder andere tendieren zu zarter Melancholie, und gegen Ende des Buches findet man sich in Fantastereien wieder, in denen Versatzstücke bekannter Figuren der klassischen Krimi- und Horrorliteratur eingeflochten sind. In jeder Geschichte ist die Liebe zum Buch, die es im digitalen Zeitalter zu verteidigen gilt, und zu den Buchhandlungen omnipräsent, jenen Orten der Sehnsucht und Schatzkammern der Fantasie. Man spürt überall die tief sitzende Verbundenheit mit dem Medium Buch, das Verlangen nach dem Geruch von Frischgedrucktem oder dem der antiquarischen Bücher, diese fast schon erotische Erregung beim Betreten einer Buchhandlung, die nur Bücherfreunde verstehen werden. Unterhaltungsreiche und abwechslungsreiche Lektüre für bibliophile Menschen. ■

Thomas Kastura (Hg.)
Mord in der Buchhandlung.
14 Todesfälle zwischen den Zeilen
Gmeiner, 280 S.



Foto: Cornelia Daig-Kastura



Ab 8

Jede Zeit hat ihren Zauber

Nora und ihre Zwillingsschwester Lucy sind ganz aufgeregt:
An ihrem zehnten Geburtstag bekommen sie eine Einladung
der geheimen Schule für Tag- und Nachtmagie!

Während Lucy Tagmagie lernt, ist Nora begeistert von Fächern wie Hellsehen
und Traummagie. Um bleiben zu dürfen, müssen beide aber erst die Probezeit
bestehen. Doch die ist hart! Und ständig passieren Nora irgendwelche Missgeschicke.
Will etwa jemand, dass sie von der Schule fliegt?



Band 1

ISBN 978-3-473-40358-5

GINA MAYER
Je Band: 192 Seiten
€ [A] 10,30 / SFr. 15.90 /
€ [D] 9,99

Mit bezaubernden
s/w Illustrationen!



Band 2

ISBN 978-3-473-40359-2



DER MANN MIT DEM HUT

Über die nächste Generation, Buchverfilmungen, Genrewechsel, eine Welt ohne Hunde und den Klimawandel: Andrea Wedan hat den Kinderbuchautor Rüdiger Bertram zu einem Gespräch getroffen.

Wenn man auf der Frankfurter Buchmesse durch die Gänge eilt, von einem Termin zum nächsten, dann fällt er auf, dieser schlanke, ranke Herr mit Hut und freundlichem Gesicht, der ebenfalls eilenden Schrittes dort seine Wege macht, mal hierhin und dahin grüßt und dabei lässig seinen Trilby lüftet. Das ist Rüdiger Bertram, einer der beliebtesten deutschsprachigen Kinderbuchautoren und auch einer der fleißigsten, denn mit nur einem Buch im Jahr gibt er sich lange nicht zufrieden. Rüdiger Bertram schreibt oft vier oder fünf Bücher im Jahr. Wie macht der das bloß? »Spätestens um halb neun sitze ich in meinem Arbeitszimmer am Computer. Dort lasse ich mich dann zwar erst mal gerne von allen möglichen Dingen ablenken, beginne aber doch irgendwann zu schreiben. Und ich setze mir stets Tages- und Wochenziele, die mir helfen, ein Buch auch zu beenden«, erklärt er mir und setzt flüsternd fort: »Allerdings auf Lesereisen sieht das dann ein wenig anders aus. Da schau ich mir doch lieber die Gegend an und wo man abends gut essen kann. Das ist auf Lesereisen extrem wichtig.«

Foto: Bob Heinemann, Bearbeitung: BK

Bertram war, bevor er begann, Bücher für Kinder zu schreiben, Journalist und Drehbuchautor. Sein erstes Kinderbuch hat er für seinen Sohn geschrieben. »Die Geschichte habe ich dann unverlangt an die zehn größten Kinderbuchverlage geschickt. Da kamen natürlich viele Absagen. Verlag A: Ihre Geschichte gefällt uns, aber ihr Stil nicht. Verlag B: Ihr Stil gefällt uns, aber die Geschichte nicht. Einem gefiel beides und von da an lief es eigentlich fast von allein. Da war auch viel Glück dabei.« Ja, Glück für ihn, Glück aber auch für unzählige Kinder, die seine Geschichten lieben. Sie fühlen sich von ihm verstanden, denn Rüdiger Bertram weiß Bescheid über die wunderbare und manchmal auch nicht so wunderbare Zeit der Kindheit. Sind Sie so was wie ein »Kinderflüsterer«?, frage ich ihn. »Kinderflüsterer gefällt mir, das lass ich mir auf meine Autogrammkarten drucken. Nein, im Ernst: Ich glaube, die Bemerkung ›manchmal auch nicht so wunderbare Zeit der Kindheit‹ ist ganz wichtig. Kindheit besteht ja nicht nur aus heiler Welt, Hüpfburg und Kindergeburtstag, sondern

»Ich denke, die Kinder sind heute weder besser noch schlechter als früher, nur ein bisschen realistischer und pragmatischer. Was ich ein wenig schade finde. Aber vielleicht ist das gerade auch keine gute Zeit für Träumer.

» Rüdiger Bertram

aus mindestens so vielen Fettnäpfchen und Momenten, wo man aus Scham am liebsten im Boden versinken würde. Von schlimmeren Dingen ganz zu schweigen. Das sollte man beim Schreiben von Kinderbüchern nicht vergessen und da hilft es, sich an seine eigene Kindheit zu erinnern. Und zwar nicht unbedingt an irgendwelche Anekdoten, sondern daran, wie sich das damals angefühlt hat.« Durch seine Lesereisen ist Rüdiger Bertram ganz nah dran an den Kindern. Wie tickt denn die Generation Z seiner Meinung nach? »Ich erlebe auf meinen Lesereisen ganz unterschiedliche Kinder und tue mir schwer mit pauschalen Zuschreibungen. Das Tolle an Lesungen ist ja, dass man in den verschiedenen Schulen auch immer verschiedene Milieus trifft. Eine Lesung in einem sogenannten Problemviertel läuft oft ganz anders als dort, wo die Welt auf den ersten Blick noch in Ordnung scheint. Tatsächlich sind Lesungen an Förderschulen oft die interessanteren. Doch egal wo, ich denke, die Kinder sind heute weder besser noch schlechter als früher, nur ein bisschen realistischer und pragmatischer. Was ich ein wenig schade finde. Aber vielleicht ist das gerade auch keine gute Zeit für Träumer.«

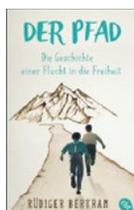
Bertram schreibt aber nicht nur Kinderbücher, sondern greift auch durchwegs ernstere Themen auf, die er dann in einem Jugendbuch verarbeitet. »Ich schreibe alle diese Geschichten immer erst einmal für mich selbst und hoffe dann, dass sie auch anderen Menschen gefallen. Damit ich mich bei der Arbeit nicht langweile, versuche ich immer wieder das Genre zu wechseln. Mal etwas Lustiges für Kinder ab acht und dann wieder ein ernstes Thema, wie ›Knastkinder‹ oder ›Der Pfad‹. Obwohl man von den Verlagen davor gewarnt wird, weil die Buchhandlungen dann angeblich nicht wissen, in welches Regal sie einen stellen sollen. Aber ich bin sicher, die Buchhändlerinnen und Buchhändler sind klug genug, damit umgehen zu können«, meint er augenzwinkernd. »Der Pfad«, für den Bertram zur Recherche denselben Weg in den Pyrenäen gegangen ist, wie auch die Flüchtlinge im Jahre 1941, ist gerade erst verfilmt worden und wird ab Februar 2022 in den Kinos anlaufen. »Ich bin total begeistert, wie Regisseur Tobias Wiemann das Drehbuch umgesetzt hat. Im Film stehen nicht wie im Buch zwei Jungs, sondern ein Junge und ein Mädchen im Mittelpunkt. Aus

Manuel wurde Nuria und weil ich gemeinsam mit Jytte-Merle Böhrnsen am Drehbuch gearbeitet habe, war ich immer ganz nah dran an allen Entwicklungen«, schildert er mir, und die Begeisterung ist nicht zu übersehen.

Auch in seinem neuen Buch versucht sich der vielseitige Autor in einem neuen Genre. »Streuner. Auf der Suche nach Hoparion« ist eine Dystopie, in der eine jahrhundertalte Freundschaft (beinahe) in Brüche geht – nämlich die der Menschen und der Hunde. Das tut Hundemenschen wie mir fast ein wenig weh, doch Rüdiger Bertram hat einen guten Grund dafür: »In Dystopien und auch in Sachbüchern über eine Welt ohne Menschen fand ich oft zwei Konstanten: die absolute Dunkelheit in der Nacht und die Hunderudel, die einen Teil des Machtvakuum besetzen, wenn es keine Menschen mehr gibt. Das fand ich spannend, und so entstand die Geschichte über ein kleines Hunderudel und ein paar Kinder, die sich trotz ihres gegenseitigen Misstrauens in dieser feindlichen Welt zusammmentun.« Bertram schreibt über eine Welt, die düster und trocken geworden ist. Nahrung ist knapp und Sonnenlicht beinahe gänzlich verschwunden. Ob uns das u. a. den Klimawandel vor Augen halten soll, möchte ich von ihm wissen. »Nun ja, ich gehe im Buch absichtlich nicht darauf ein, welche Katastrophe geschehen ist. Der Mensch hat so viele Möglichkeiten, seine und auch andere Existenzen auf dieser Erde zu zerstören. Ich bin in einer Zeit groß geworden, in der ein Atomkrieg nicht nur als möglich, sondern als überaus wahrscheinlich galt. Wir hatten Glück, und ich hoffe, die kommenden Generationen haben das auch. Immerhin haben wir heute viel mehr Möglichkeiten als damals, die Entwicklung durch unser eigenes Verhalten zu beeinflussen. Umso besser finde ich es, dass große Teile der Jugend von der Politik fordern, möglichst schnell zumindest Schadensminimierung zu betreiben. Wieder zurück auf null werden wir den Planeten ohnehin nicht mehr kriegen«, meint er mit ernster Miene, die sich aber gleich wieder verschmitzt zeigt, als ich ihm meine Abschlussfrage nach einem Wunsch für die Zukunft stelle. »Abgesehen natürlich von Frieden für alle und der Rettung des Planeten wünsche ich mir, dass ich bis zum Ende alle meine Haare und Zähne behalte.« Wir lachen, verabschieden uns herzlich, und natürlich lüftet er höflich seinen Hut. ■



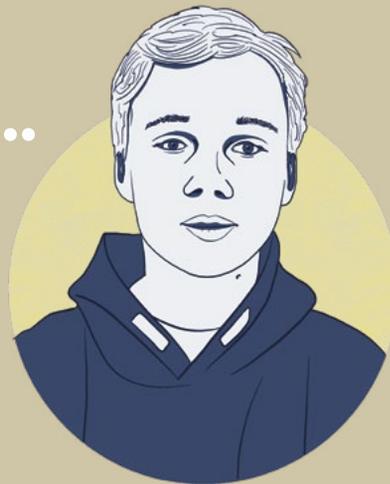
Rüdiger Bertram
Streuner. Auf der Suche nach Hoparion
cbj, 304 S.



Der Pfad. Eine Geschichte einer Flucht in die Freiheit
cbj, 240 S.

NICOLAS liest ...

Nicolas Hasler, 15, kommt aus der Schweiz und wohnt mit seinen Eltern und seinem jüngeren Bruder in der Kleinstadt Sursee, wo er auch die Kantonsschule besucht. In seiner Freizeit liest er gerne und spielt Fagott.



Als die 18-jährige Manal beschließt, ihren Onkel an der Côte d'Ivoire zu besuchen, um nach ihren Wurzeln zu suchen, verändert sich ihr gesamtes Leben schlagartig: Hinter einem von bissigen Hunden bewachten Zaun steht der einbeinige Issa, mitten in einer der vielen Kakaoplantagen. Und braucht ihre Hilfe. Er will seinem kleinen Bruder und den anderen Kindern, die unter schrecklichen Bedingungen arbeiten müssen, seit sie zum Arbeiten auf die Plantage verschleppt wurden, zur Flucht verhelfen. Doch so einfach ist das nicht, denn in der Welt hinter dem Zaun herrschen eigene Gesetze, deren Nichteinhaltung mit Auspeitschung und Schlimmerem bestraft wird. Viele der Kinder haben aber auch Angst vor der Freiheit, da eine erfolgreiche Zukunft in diesem Land nicht garantiert ist und sie auf der Plantage wenigstens zu essen und Obhut bekommen. Schließlich gelingt ihnen durch Manals Hilfe die Flucht, doch diese bleibt nicht unbemerkt von den Besitzern der Farm, und eine gnadenlose Verfolgungsjagd durch ein sterbendes, ausgebeutetes Land beginnt.

»Blut und Schokolade« ist spannend und schockierend zugleich, denn es zeigt uns die blutigen Seiten der Schokoladenproduktion, aber auch eine abenteuerliche Geschichte afrikanischer Kinderarbeiter. Man wird sich bewusst, warum die Produktion von Schokolade so günstig ist, dass

nicht jedes Zertifikat genau überprüft und eingehalten wird, und was tiefe Schokoladenpreise für die schwer arbeitenden Leute bedeutet. Wie der Autor selbst im Vorwort erwähnt: »Schokolade ist nicht gesund für Hunde. Schokolade ist auch nicht gesund für Menschen – für die Menschen, die den Kakao dafür ernten.« Natürlich könnte man argumentieren, dass es nur ein Buch und alles frei erfunden ist, doch dies alles passiert in der Realität auch. Ich finde es außerdem auch gut, dass die heutige Situation mittels einer zweiten, gut integrierten Geschichte, die im 18. Jahrhundert spielt, verglichen wird – das gibt dem Buch noch einen weiteren wichtigen und interessanten Aspekt. Doch trotz all dieser schlimmen Seiten der Produktion von Schokolade gibt es auf der ganzen Welt Projekte, die diese verbessern, wie auch das Projekt in diesem Buch, welche ich sehr unterstützenswert finde. Wenn auf der ganzen Welt mehr davon umgesetzt werden, kann das ein großer Schritt in Richtung der Gleichberechtigung aller Menschen sein. ■

Peer Martin
Blut und Schokolade
Dressler, 448 S.
Ab 14



BilderBuchBande seit 1961

Wir feiern 60 Jahre NordSüd mit Geschichten, die Bande knüpfen.



Der Beginn der Bande

Mischa Damjan
Torben Kuhlmann

Der Clown sagte Nein

40 Seiten / 21,5 x 28 cm
ISBN: 978-3-314-10583-8



Das Beste der Bande

BilderBuchBande

Die besten Geschichten aus
60 Jahren NordSüd

328 Seiten / 21,5 x 28 cm
ISBN: 978-3-314-10582-1





DREIMALDREI

VON ANDREA WEDAN

KINDERBUCH



Lisa Nicol
Das großartigste Hotel der Welt
Ü: Susanne Hornfeck, dtv, 240 S.

Man stelle sich vor, es gäbe irgendwo auf der Welt einen Ort, der so großartig ist, dass er Menschen verändern kann. Zornige werden sanft, Getriebene werden umsichtig, Habgierige werden großzügig, Traurige werden glücklich. So ein magischer Ort ist »Das großartigste Hotel der Welt«, und als Vincent das Angebot bekommt, hier die Schuhe der Gäste zu putzen, tut sich für ihn eine neue Welt auf. Doch Vincent macht einen großen Fehler. Er öffnet die Tür eines verbotenen Zimmers und ahnt nicht, welche Konsequenzen sein Fehlverhalten nach sich zieht. Die Geschichte ist so humorvoll wie tiefgründig und lehrt, dass jeder Mensch sein Potenzial entfalten kann, wenn man ihm die Großartigkeit zuteil kommen lässt, die er braucht und verdient.



Gina Mayer
Die Schule für Tag- und Nachtmagie, Band 1
Zauberunterricht auf Probe
Ravensburger, 192 S.

Nora und Lucy sind Zwillinge, doch so verschieden wie Tag und Nacht. Die Eltern der Mädchen sind verschwunden. Wie jedes Jahr erhalten die beiden an ihrem zehnten Geburtstag einen Brief von ihnen. Sie werden aufgefordert, an eine geheime Schule zu gehen – Lucy in die für Tagmagie und Nora zur Nachtmagie. Die Mädchen sind vom ersten Tag an begeistert, nicht nur von den seltsamen Unterrichtsfächern, sondern auch von den neuen Freunden, die sie hier finden. Doch plötzlich beginnt für Nora alles schiefzulaufen. Aufgeweckte Protagonisten, Spannung und viel Magie zeichnen diese neue lebhaftere Reihe aus.

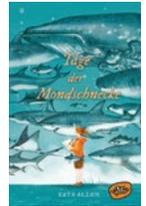


Amy Sparkes
Das Haus am Rande der Magie
Ill: Simona M. Ceccarelli,
Ü: Jennifer Michalski, Katrin Segerer, Dragonfly, 200 S.

Neun ist noch nicht viel Gutes widerfahren, als sie von dem bösen Zocks aufgelesen wird und nun für ihn stehlen muss. Als sie an die Tür eines sonderbaren Hauses klopft und sie daraufhin vor einem Zauberer ohne Macht, einem Troll mit einem Staubwedel und einem Holzlöffel im Schottenrock steht, ergibt sich für sie die Hoffnung, ihrem tristen Leben zu entkommen. Sie muss bloß den Fluch brechen, der auf dem Haus mit seinen seltsamen Bewohnern lastet, und unermesslicher Reichtum soll ihr Lohn sein. Doch das ist schwieriger und turbulenter als gedacht. Um die richtigen Worte zu finden, die den Fluch lösen sollen, stolpert Neun von einer irrwitzigen Situation in die nächste. Mehr Fantasie kann man zwischen zwei Buchdeckeln wirklich nicht unterbringen. ■

JUGENDBUCH

Haisichtungen in Rockport, Massachusetts veranlassen Lucy, in den Unterlagen ihrer verstorbenen Mutter, einer Meeresbiologin, zu stöbern. Sie findet einen Forschungsvorschlag für eine Studie über weiße Haie und Kegelrobben. Nachdem auch Lucys bester Freund Fred stirbt, stürzt ihre Welt völlig ein. Sie studiert die Unterlagen ihrer Mutter und begibt sich auf die Suche nach ehemaligen Forschungskollegen. Nach und nach findet sie wieder Sinn in ihrem Leben. »Tage der Mondschncke« ist ein trauriges Buch – mit vielen schönen Seiten, so bspw. das soziale Zusammenleben in dem kleinen Küstenort. Vielleicht weckt es bei dem einen oder anderen das Interesse an Miles Davis, Herbie Hancock oder Pink Floyd.



Kate Allen
Tage der Mondschncke
Ill: Xingye Jin,
Ü: Meritxell Piel,
Woow Books,
448 S.

Ob für Naturschutz, Fair-Trade-Kaffe oder das Verbot der Haltung von Haien in Aquaparks – Cam engagiert sich. Allein schon, um Kaia zu imponieren. Doch die verliebt sich in Steve, dem wilde Partys wichtiger sind als ein Bücherbasar für Obdachlose. Als Steve an Krebs erkrankt, startet Cam ein Projekt, um Geld für die Behandlungskosten aufzutreiben – und Kaia zu beeindrucken. Damit beginnt ein skurriles Spiel, bei dem kein Auge trocken bleibt. Komik und Tragik liegen eng zusammen, lacht man sich bei einem Absatz noch kaputt, bleibt das Lachen beim nächsten schon im Hals stecken. So irre komisch habe ich selten über Political Correctness, über den Begriff des Gutmenschen und ... über Freundschaft gelesen. Ein Blick auf das Cover genügt!



Ted Caplan
Rettet Steve! ... und die Welt
Ü: Kattrin Stier,
Fischer FJB, 336 S.

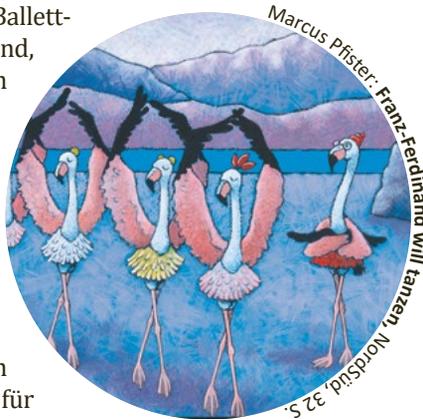
»Die Kirsche auf der Torte aller Katastrophen« – dem Titel nach könnte es ein witziger Teenagerklamauk sein. Aber das Buch hat mehr Tiefgang. Das Leben fühlt sich für Deborah gerade nicht so toll an. Ihr Vater küsst eine fremde Frau, ihre Mutter scheint die Kontrolle über ihr Leben verloren zu haben und ihre beste Freundin Eloise hat sich, seit sie mit Erwann zusammen ist, von ihr abgewandt. Da tauchen plötzlich zwei Retter auf: Jamal und Victor. Immer öfter hängen die drei zusammen ab und Debo fühlt sich sehr zu Victor hingezogen. Was Debo nicht weiß: Jamal auch. Als Debos Vater schließlich ihre Mutter verlässt und diese einen Suizidversuch unternimmt, braucht Debo ihre beiden Freunde mehr denn je. ■



Marie Pavlenko
Die Kirsche auf der Torte aller Katastrophen
Ü: Cornelia Panzacchi, Thiememann, 416 S.

BILDERBUCH

Marcus Pfisters »Der Regenbogenfisch« ist weltberühmt. Vielleicht schafft es die Walross-Ballettgruppe zu ähnlichem Ruhm. Franz-Ferdinand, ein wohlbeliebter Walrossbulle, lebt in Grönland. Dem Klimawandel ist es zu verdanken, dass sich dort eine Gruppe Flamingos angesiedelt hat, die ihn täglich mit ihrem Balletttanz unterhält. Er ist so angetan von den eleganten Bewegungen, dass er beschließt, es selbst zu versuchen. Und er hat Talent, das erkennt auch die Ballettmeisterin. Sogar so viel Talent, dass die Flamingos beginnen, ihn und auch die Lehrerin auszubooten. Doch für eine Balletttruppe ist man nicht unbedingt nur auf zarte Flamingos angewiesen. Klimawandel, Plastikinseln, Mobbing und Spaß – unglaublich, was Markus Pfister in dieser kleinen feinen Geschichte alles unterbringt.



Marcus Pfister: Franz-Ferdinand will tanzen, Nordpol, 32 S.

»Pass bloß auf deinen Daumen auf« ist die Abschlussarbeit der Illustratorin und Autorin Elena Prochnow an der Muthesius Kunsthochschule in Kiel. Ihre großflächigen, aussagekräftigen Bilder fallen auf und lassen die wesentliche Aussage dahinter blitzschnell erkennen. Auffällig ist auch die Art und Weise, wie sie mit dem Thema Mobbing umgeht. Mimi hat Angst vor den größeren Schülern, die sie ständig bedrohen. Da ihr niemand wirklich helfen will, wendet sie sich an ihren Großvater, einen ehemaligen Boxer. Der erklärt und zeigt ihr auch, wie man am besten zurückschlägt. Wer meint, dass hier Gewalt gutgeheißen wird, der irrt. Denn Mimis Großvater ist ein kluger Mann und weiß genau, welche Wirkung eine gute Portion Selbstbewusstsein mit sich bringt.



Elena Prochnow: Pass bloß auf deinen Daumen auf, Edition Pastorplatz, 38 S.

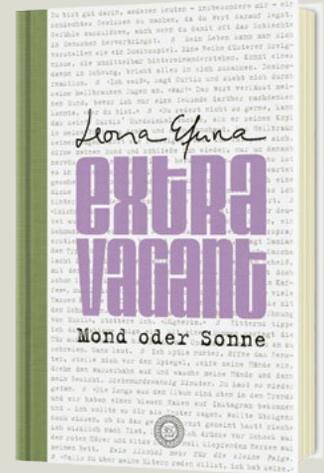
Wir sind umgeben von Dingen. Dinge, die uns gehören, Dinge, die wir brauchen, Dinge, die wir gerne hätten. Schöne Dinge, praktische Dinge, entbehrliche Dinge. Die deutsche Autorin und Poetry-Slammerin Mona Harry hat sich poetische Gedanken gemacht über die Beziehung der Menschen zu den Dingen – und umgekehrt. Wir machen etwas mit den Dingen, aber wenn wir genau hinschauen, dann machen auch die Dinge etwas mit uns. Und manchmal erschaffen die Menschen und die Dinge etwas gemeinsam. Welche Bedeutung geben wir den Dingen, und was wäre, wenn es plötzlich überhaupt keine Dinge mehr gäbe? Ein wunderschön und anmutig illustriertes Bilderbuch zum Vorlesen und gemeinsamen Erkunden der Dinge, die uns umgeben. ■



Mona Harry: Die Dinge & wir, KJM Buchverlag, 36 S.

Lesen

Das fulminante Debit.



Leona Efuna · eXtRaVaGant – Mond oder Sonne
 HC, 464 Seiten, 14,4 x 22 cm · € 17,00 (D) / € 17,50 (A)
 ISBN 978-3-96185-717-3



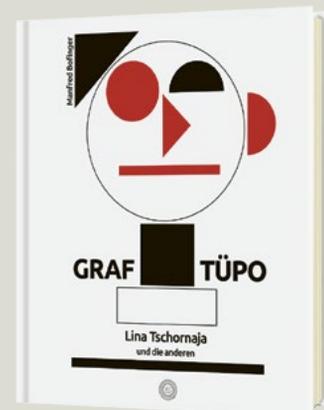
Jens Daum & Sophie Lucie Herken
Lale Lu sucht seinen Schlaf
 HC, 32 Seiten, 24,7 x 30,6 cm · € 14,00 (D) / € 14,40 (A)
 ISBN 978-3-96185-555-1

Lachen

Das kuriose Bilderbuch.

Lernen

Mit Spielbogen im Buch.



Manfred Bofinger
GRAF TÜPO, Lina Tschornaja und die anderen
 HC, 32 Seiten, 25 x 28 cm, € 18,00 (D) / € 18,60 (A)
 ISBN 978-3-96185-533-9

360 Grad Verlag

www.360grad-verlag.de

www.facebook.com/360GradVerlag

www.instagram.com/360gradverlag_bestbooks



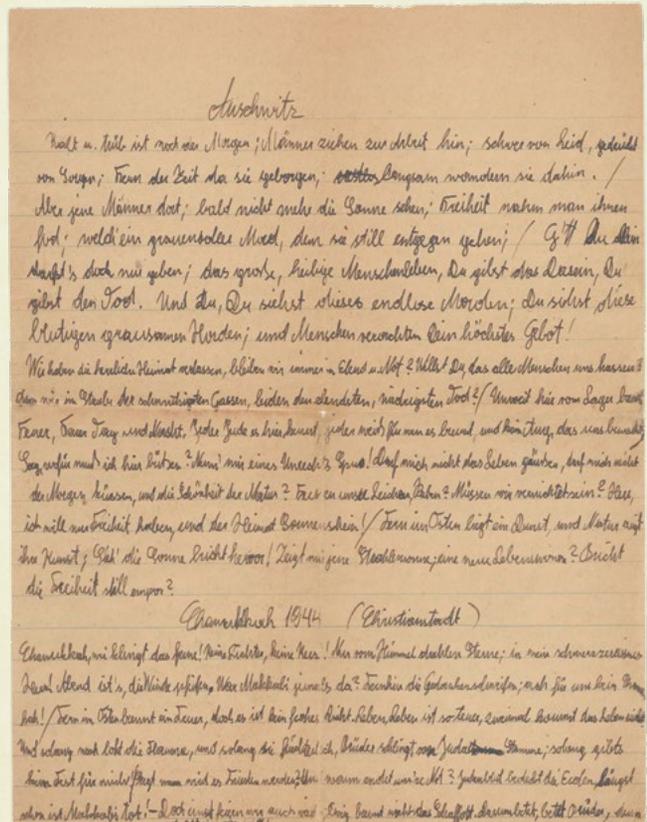
Mirabilia



Susanne Rettenwander gräbt in ihrer Rolle als moderne Schatzsucherin antiquarische Goldstücke aus und stellt sie hier vor.

HOFFNUNGS- UND RACHEGEDICHTE AUS AUSCHWITZ-BIRKENAU

Damals als kleines Mädchen, als die Hand beim Spazieren noch fest in der ihres Vaters lag und die Glasscherben der zerstörten jüdischen Geschäftsauslagen unter den Schuhsohlen knirschten, freute sich Ruth Klüger auf ihr Buch, das zu Hause auf sie wartete. Das dickste Buch hatte sie gewählt, das in der Buchhandlung zu finden war, und der Vater hatte nicht ohne Stolz das Portemonnaie gezückt – ein Schmöcker über die jüdischen Sagen. Auf dem Weg erprobte sie ihre Lesekenntnisse, sehr flüssig las sie nun schon die antisemitische Propaganda, die in den Straßen der feindlich gesinnten Stadt ihre »Auslöschung« forderte. Auch Gedichte hatten es ihr angetan, die sie in Büchern auf den Regalen der Erwachsenen fand und deren Reime so gut im Gedächtnis hängen blieben. »Vor dem Dome, / Schwer und bang, / Tönt die Glocke / Grabsgesang«, murmelte sie im Treppenaufgang der Lindengasse 38, wo sie gemeinsam mit ihren Eltern Viktor und Alma Klüger in einer großzügigen Wohnung lebte. Auch dann, als plötzlich der Vater verschwand und die Spielgefährten nicht mehr im Esterházy-park anzutreffen waren, als die Schulen schlossen, Umsiedelungen stattfanden und es nichts mehr zu tun gab für ein Mädchen mit gelbem Stern an der Brust, flüchtete sie in die Bücher. Goethe, Schiller und alle anderen Klassiker, die sie in die Finger kriegen konnte, wehrten schwere Stunden der Langeweile ab und halfen über das Gefühl der Isolation hinweg. Dass sich Ruth Klüger mit dem Lesen eine der wertvollsten Grundlagen für ihre Überlebensstrategie schaffen sollte, wurde ihr erst nach ihrer Verschleppung in die tödlichsten Konzentrationslager der Nationalsozialisten bewusst. Denn nachdem sie aus dem dunklen und stinkenden Güterwagen auf die berüchtigte Rampe in Auschwitz-Birkenau gestoßen und gemeinsam mit ihrer Mutter in das Theresienstädter-Familienlager selektiert wurde, gab es keinen Trost mehr, nur noch das Überleben. Die KZ-Tätowierung, die ihr in die Haut des Unterarmes gestochen wurde, kennzeichnete sie als einen identitätslosen »Untermenschen«. Als jüdisches Kind befand sie sich auf der untersten Stufe der strengen Hierarchie im Kon-



»Ich hab den Verstand nicht verloren, ich hab Reime gemacht.«

Ruth Klüger
aus: weiter leben.
Eine Jugend

zentrationslager. Ihr Leben lag nicht mehr in ihrer Hand, es war den sadistischen Launen von SS-Männern wie auch der Willkür von höhergestellten Häftlingen ausgesetzt. Die einmal am Tag geschöpfte salzige Wassersuppe, die das dauerhafte Hungergefühl nicht stillen konnte, löste unsäglichen Durst aus und machte die stundenlangen Appelle in der sengenden Mittagshitze zu noch grausameren Maßnahmen der KZ-Herrschaft. Während einige der geschwächten Menschen durch Hitzeschlag oder Erschöpfung ihr Leben lassen mussten, erinnerte sich Ruth

Abb.: Literaturarchiv der ÖNB

LESEPROBEN

Klüger an die Geschichten und Gedichte, in die sie einst eingetaucht war. Mit Nacherzählungen und gedanklichen Rezitationen lenkte sich die 12-Jährige ab und hielt sich standhaft auf den Beinen. Allmählich ließ sie ihrer blühenden Fantasie freien Lauf, dachte die Geschichten der Klassiker in ihren eigenen Interpretationen um und erfand neue Handlungsstränge für die bekannten Protagonist/innen. Schließlich verarbeitete sie ihre Eindrücke, Ängste und Hoffnungen in eigenen Versen, die sie repetitiv durch ihre Gedanken ziehen ließ und nach Rhythmus und Wohlklang des Reimschemas abwandelte. Inspiriert von Liedtexten und der erbaulichen Gesangskultur in den Konzentrationslagern, rezitierte die passionierte Lyrikerin ihre Gedichte vor einem Publikum aus ergriffenen Mitgefangenen. »Und die mich gebaut als Grab, schling ich selbst zuletzt hinab [...]«, droht ihr personifizierter Kamin in Auschwitz in einem Rachedichtung. Erst nach ihrer Flucht im Frühjahr 1945, als sie Papier und Stift organisieren konnte, schrieb sie ihre Gedankenstücke auf. Die platzsparend auf eine Doppelseite gekritzelten Verse belegen eindrucksvoll Ruth Klügers sensibilisierte Beobachtungsgabe und den Mut, Worte für das Unfassbare finden zu wollen. Jahrzehnte später, als die verdrängten Erinnerungen wiederkehren, die vielen toten Familienmitglieder wie Gespenster durch ihr Leben spuken, wird sich Ruth Klüger ihrer eigenen Geschichte annehmen und sich mit ihren preisgekrönten Autobiografien »weiter leben. Eine Jugend« (1992) und »unterwegs verloren. Erinnerungen« (2008) in den Kanon der Holocaust-Literatur einschreiben. Unerbittlich wird sie als Zeitzeugin von Auschwitz-Birkenau erzählen und für ein Erinnern eintreten. Das Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, in der sich ihr Nachlass befindet, widmet der Schriftstellerin zu ihrem 90. Geburtstag und 1. Todestag eine umfassende, frei zugängliche Online-Ausstellung. ■

Wir möchten Ihnen zu einigen Büchern, die in dieser Ausgabe besprochen sind, die Leseproben empfehlen. Kurz hineingeschnuppert, können Sie so die Texte am besten kennenlernen.

Alle Links, die Sie direkt zu den Leseproben führen, finden Sie auf www.buchkultur.net



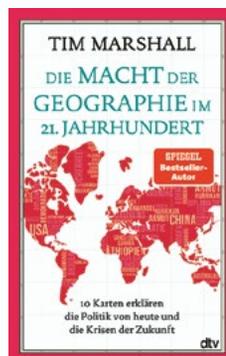
Marco Balzano
Wenn ich wiederkomme
Diogenes



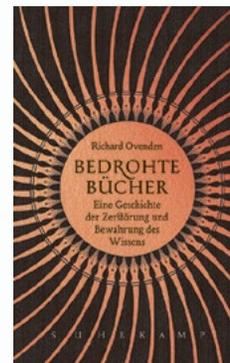
Kirsten Fuchs
Mädchenmeuterei
Rowohlt



Simone Weinmann
Die Erinnerung an unbekannte Städte
Kunstmann



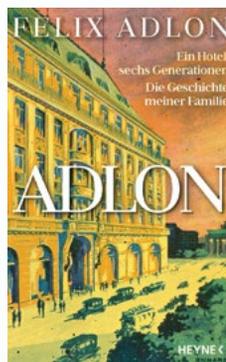
Tim Marshall
Die Macht der Geographie im 21. Jahrhundert
dtv



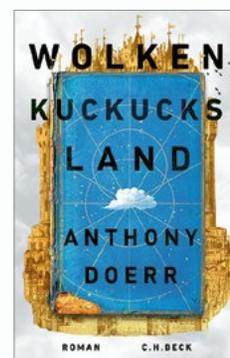
Richard Ovenden
Bedrohte Bücher
Suhrkamp



Annemarie Stoltenberg
Magie des Lesens
Reclam



Felix Adlon
Adlon
Heyne



Anthony Doerr
Wolkenkuckucksland
C.H.Beck



Kurt de Swaaf
Der Zustand der Welt
Benevento

TEILNAHMEBEDINGUNGEN

Das Buchkultur-Literatürrätsel geht in eine neue Runde.

Lösen Sie das »Literarische Rätsel« dieser Ausgabe und schicken Sie uns die Antwort. Aus den Buchstaben in den Farbfeldern bilden Sie das Lösungswort.

LÖSUNGSHINWEIS

Gesucht wird der Name eines Autors, der, o Kapitän, mein Kapitän, mit einem demokratischen Monumentallängedicht vielleicht einer der letzten Barden seines Landes war. Mit Mitte 50 war er arbeitsunfähig und starb arm und langbärtig. Dafür ist heute auf dem Merkur ein Krater nach ihm benannt.

Die Gewinne werden unter den Teilnehmer/innen verlost, die das richtige Lösungswort bis zum **8. November 2021** eingesandt haben. Die Gewinnspielteilnahme ist bei gleichen Gewinnchancen auch mit einfacher Postkarte oder über unsere Website möglich (www.buchkultur.net).

SCHREIBEN SIE AN

Buchkultur VerlagsgesmbH, Esrlarngasse 10, 1030 Wien, Österreich

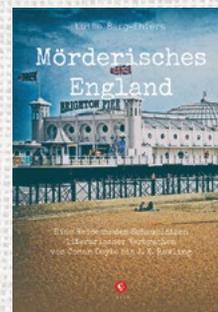
E-Mail: redaktion@buchkultur.net

Eine Barauszahlung ist nicht möglich.

Die Gewinner/innen werden von der Redaktion benachrichtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

DIE RÄTSELGEWINNER/INNEN DER AUSGABE 197 SIND

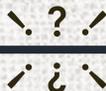
Ramona Bittger (Bonn), Evelyne Polt-Heinzl (Wien), Helmut Janser (Neumarkt am Wallersee) Gewonnen haben sie das Buch »BilderBuchBande. Die besten Geschichten aus 60 Jahren NordSüd« (NordSüd, 328 S.).



GEWINN

Wir verlosen dreimal das Buch »Mörderisches England. Eine Reise zu den Schauplätzen literarischer Verbrechen von Conan Doyle bis J. K. Rowling« von Luise Berg-Ehlers (corso, 256 S.).

Es gibt kaum ein Land, das so stark in der Literatur rezipiert wurde wie England. Weitestgehend aufgearbeitet sind dort aber noch die Krimischauplätze: Luise Berg-Ehlers begibt sich auf die Spuren bekannter Ermittler/innen und Mörder/innen. Im Vorfeld las sie über hundert Werke aus der Kriminalliteratur, die perfekte Vorbereitungen, um diesen mörderischen Reiseführer durch England zu konzipieren. Ob London, Oxford, Yorkshire oder Cornwall, dieses Büchlein ist perfekt für alle Krimiliebhaber/innen und England-Enthusiast/innen.



AUFLÖSUNG # 197

Gesucht wurde der französische Autor Raymond Queneau (1903–1976), der früh Kontakt zu den Pariser Surrealisten um André Breton hatte, im Roman »Odile« karikierte er diese. Jahrelang war er Verlagslektor und betreute die Bibliothèque Pléiade. 1965 erschienen »Die blauen Blumen«, sechs Jahre zuvor »Zazie in der Metro«, sein neben den »Stilübungen« bekanntestes Buch.

Frage 1

Lösungswort: Quadrat

Gesucht: Friedrich Achleitner, Avantgarde-Mundartlyriker der »Wiener Gruppe«, lehrte ab 1963 erst an der Wiener Akademie der bildenden Künste, dann an der Universität für angewandte Kunst. Von 1965 bis 2010 arbeitete er an »Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert«, Band 4 blieb ungeschrieben. 1973 erschien sein »quadratroman«, 174 Beschreibungen des Quadrats.

Frage 2

Lösungswort: Tschugguel

Gesucht: Peter R. O. Tschugguel (1932–1981), der im Dunstkreis seines »Lehrers« Heimito von Doderer verkehrte, schrieb seine Bücher, so die Romane »Die Herren Söhne« (1962, letzte Auflage 2011) und »Die Tür im Fenster« (1967) sowie

»Taschen voller Geld und andere Erzählungen« (1970), unter dem Namen »Peter von Tramin«.

Frage 3

Lösungswort: Sulpice

Gesucht: Georges Perec (1936–1982), Autor und Mitglied der Gruppe Oulipo, arbeitete von 1961 bis 1978 als Archivar des Neurophysiologischen Labors des Pariser Hospitals Saint-Antoine. Er schrieb experimentelle Bücher, eines ohne E (»Anton Voyls Fortgang«). 1974 schrieb er »Versuch, einen Platz in Paris zu erfassen« über 72 Stunden an der Place St. Sulpice.

Frage 4

Lösungswort: Un

Gesucht: Der südkoreanische Lyriker Ko Un (geb. 1933) lebte 1952 bis 1962 in einem buddhistischen Kloster. Länger verfolgt und heute hochangesehen, liegen auf Deutsch von ihm unter anderem vor: »Blüten des Augenblicks«, »Beim Erwachen aus dem Schlaf« und »Die Stimme lebt in jedem Schweigen«.

Frage 5

Lösungswort: Princeton

Gesucht: In Princeton, New Jersey, gibt es seit 1746 eine Universität. Nach 1933 nahm sie viele

Emigranten auf. 1966 hielt dort die Gruppe 47 ein Treffen ab, auf dem Peter Handke, 2019 mit dem Literaturnobelpreis gekürt, berühmt wurde, weil er Anwesende öffentlich kritisierte. 1966 erschien sein erster Roman »Die Hornissen«.

Frage 6

Lösungswort: Sand

Gesucht: Hitchcock verfilmte Josephine Teys (Elizabeth Mackintosh, 1896–1952) zweiten Kriminalroman als »Jung und unschuldig«. John Gielgud verschaffte der Schottin den Durchbruch als Bühnenautorin. »The Daughter of Time« (»Alibi für einen König«) wurde zum besten Kriminalroman aller Zeiten gewählt. 1952 erschien postum »Der singende Sand«.

Frage 7

Lösungswort: Busta

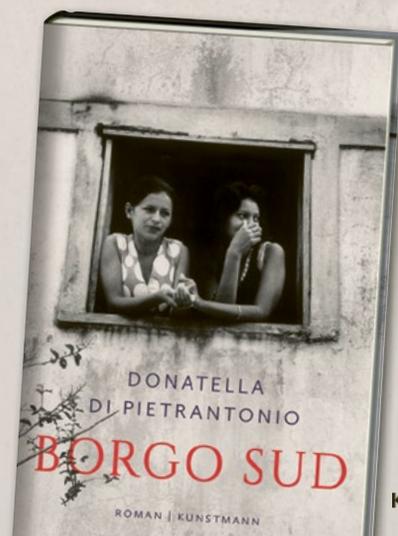
Gesucht: Die Wienerin Christine Busta (1915–1987) war ab 1950 Bibliothekarin der Büchereien Wien. Die Lyrikerin (»Lampe und Delphin«, »Salzgärten«), der 1966 der Professorentitel verliehen worden war, wurde durch ihre Kinderbücher »Die Sternenmühle« und »Die Zauberin Frau Zappelz« bekannt. In Wien-Margareten ist ihr die Busta-Säule gewidmet.



»Di Pietrantonio erzählt in berührender Schönheit und Klarheit, ganz ohne abgegriffene Klischees.«

ANNEMARIE STOLTENBERG,
NDR KULTUR

224 Seiten | 20,60 € (A)
ISBN 978-3-95614-454-7



KUNSTMANN

SCHLUSS von Thomas Feibel



**Ah! Ich sehe schon.
Ihnen bekommt der Hermann Broch nicht.**

 facebook.com/thomas.feibel
 [thomas_feibel](https://instagram.com/thomas_feibel)

Impressum

Buchkultur Nr. 198/33. JG. 5/2021
ISSN 1026-082X

Buchkultur Das internationale Buchmagazin
ist ein Produkt der **BUCHKULTUR** VerlagsgesmbH.

Coverillustration: Jorghi Poll

ANSCHRIFT DER REDAKTION
A-1030 Wien, Eslarngasse 10
T: +43/1/786 33 80-0
M: redaktion@buchkultur.net

EIGENTÜMER, VERLEGER
Buchkultur VerlagsgesmbH
A-1030 Wien, Eslarngasse 10

HERAUSGEBER
Michael Schnepf, Nils Jensen

GESCHÄFTSFÜHRUNG
Max Freudenschuß

REDAKTIONSLEITUNG
Jorghi Poll (Chefredaktion & Art-Direktion)
Katia Schwingshandl (Redaktionsleitung)
Michael Schnepf (Büchertisch)
Andrea Wedan (Junior)

REDAKTION
Angelo Algieri, Thomas Ballhausen, Magda
Birkmann, Thomas Feibel, Hans-Dieter Grünefeld,
Nicolas Hasler, Konrad Holzer, Nils Jensen, Barbara
Kadletz, Dagmar Kaindl, Alexander Kluy, Andreas
Kremla, Martin Kugler, Johannes Lau, Maria
Leitner, Ludwig Lohmann, Jo Moskon, Christa
Nebenführ, Maria Nowotnick, Martin Thomas
Pesl, Karoline Pilcz, Susanne Rettenwanger, Sophie
Reyer, Sylvia Treudl, Sophie Weigand, Thomas
Wörtche

VERTRIEB
Christa Himmelbauer

ABONNEMENTSERVICE
T: +43/1/786 33 80-15
M: abo@buchkultur.net

DRUCK
Bauer Medien Produktions- & Handels-GmbH,
1030 Wien

VERTRIEB
D: IPS Pressevertrieb GmbH
Ö: Mohr Morawa; Presse Großvertrieb Austria
Trunk GmbH

ERSCHEINUNGSWEISE
jährlich 6 Ausgaben sowie diverse Sonderhefte

PREISE, ABONNEMENTS
Einzelheft: Euro 6,80
Jahresabonnement: Euro 35 (Europa) | Euro 48
(außerhalb Europas) | Digital Euro 30
Student/innen & Arbeitslose: Euro 28 (Europa)
| Digital Euro 22 (jeweils Nachweis erforderlich)

AUFLAGE 15.100

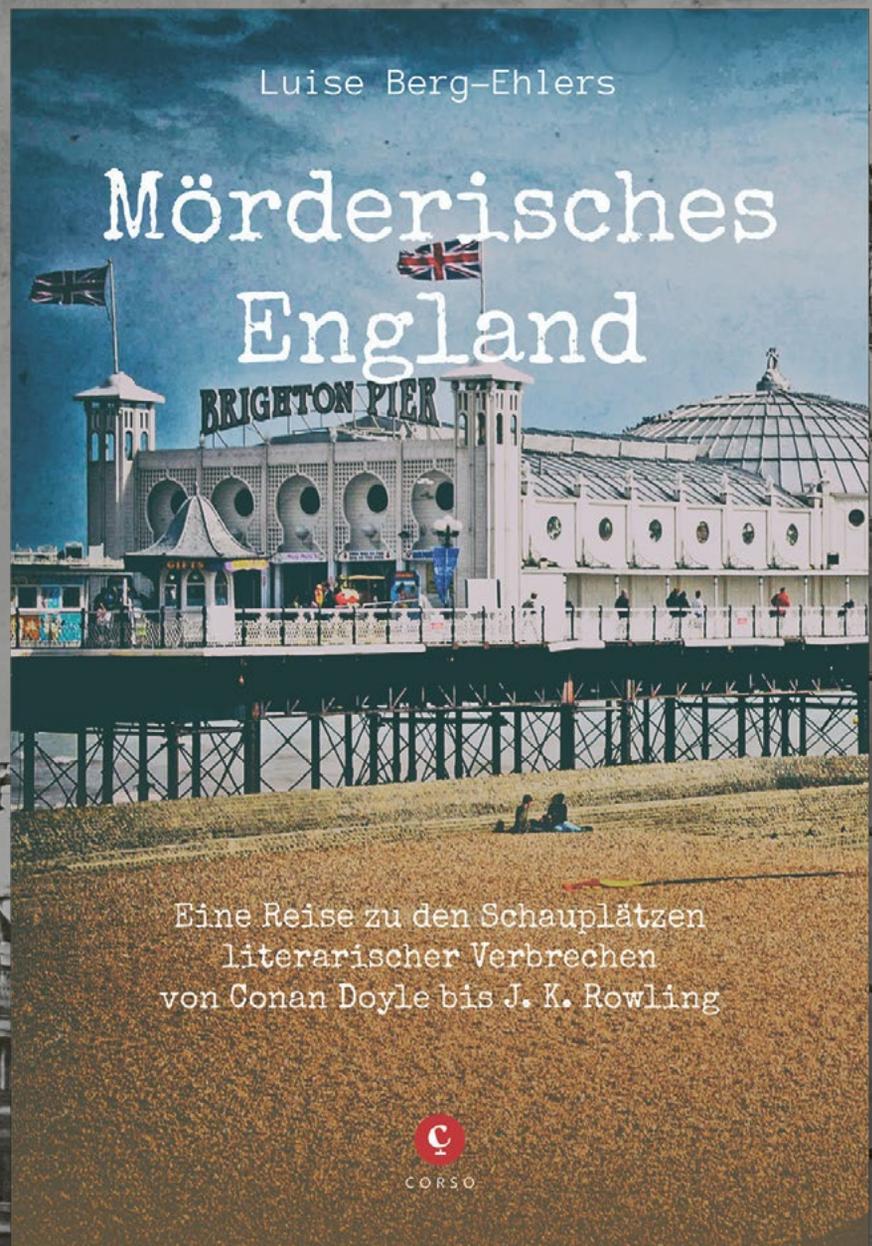
Die Abonnements laufen über 6 Ausgaben und gelten, entsprechend den Usancen im Pressewesen, automatisch um ein Jahr verlängert, sofern nicht ein Monat vor Ablauf die Kündigung erfolgt. Derzeit gilt Anzeigenpreisliste 2021. Über unverlangt eingesandte Beiträge keine Korrespondenz. Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Copyright, wenn nicht anders angegeben, bei den Urhebern bzw. den Rechtsnachfolgern. Wir danken den Verfügungsberechtigten für die Abdruckgenehmigung. Alle Daten und Preisangaben sind ohne Gewähr.

Gefördert von der
Kulturabteilung der Stadt Wien, Literatur

 Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

Das Geschenk für alle Krimifans!

Durchgehend farbig illustriert – im Großformat



Gebunden mit Schutzumschlag

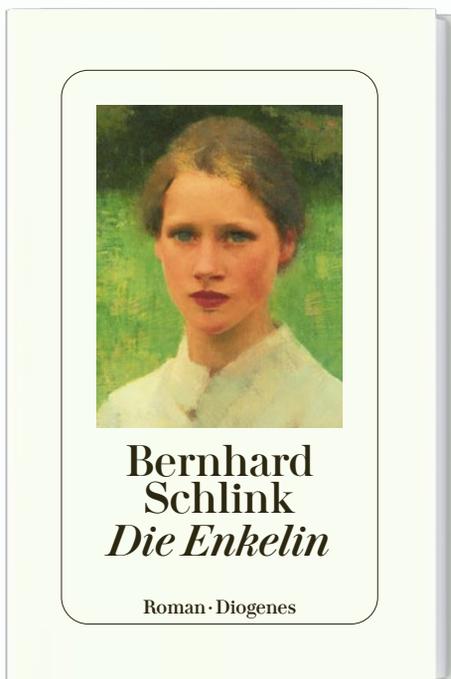
978-3-7374-0768-7

€ 29,90 (D) | € 30,80 (A)

Bernhard Schlink



Foto: Gaby Gerster/loaf



Drei Frauen,
drei Generationen,
drei Aufbrüche.

Ein Roman voller
Wehmut und Hoffnung.

Mehr auf:
diogenes.ch/bernhardschlink

Auch als eBook und Hörbuch

Diogenes